Vergeltung.

Sitten-Roman aus der neuesten Zeit.

Von

August Schrader.

II. Band.



Leipzig,

Verlag von A. H. Payne.

1. Die Trauung.

Weder der Gutsherr noch Marie hatten seit dem Besuche des Pfarrers die Kirche betreten, wenn dieser den Gottesdienst leitete; sie wohnten nur den Andachtsstunden bei, die Gottlieb Straßberg abhielt. Der gestrenge Herr hatte dies längst mit Mißfallen bemerkt und von der Kanzel herab dagegen geeifert. Seine Predigten waren in der letzten Zeit schärfer geworden, sie behandelten die Ungläubigkeit, die Nichtachtung des Wortes Gottes, das sein Mund lehrte, die Verderbtheit der Sitten und die Vernachlässigung der Zucht in den Familien. Der Zelot nannte keinen Namen, aber er sprach so bezeichnend, daß die Bauern wohl erkannten, wer gemeint sei. Die Heiligkeit der Ehe ward in jeder Predigt berührt, die der Pfarrer hielt. Die Wirkung davon blieb nicht aus; man sprach viel über den Gutsherrn und die schöne Erzieherin. Zeigte sich Marie an den Sonntagen in der Kirche, die dem jungen Schulmeister zufielen, so erregte ihr Erscheinen geradezu Aufsehen. Es ging so weit, daß sie von vielen der gläubigen Gemeindemitglieder nicht mehr gegrüßt ward. Das hatte der Pastor gewollt, der die von dem jungen Mädchen erlittene Abfertigung nicht vergessen konnte. Vater Kleemann schüttelte bedenklich den Kopf, er meinte, die

Geschichte könne noch einen trüben Ausgang nehmen. Das habe er von der züchtigen Marie und dem ehrbaren Granfeldt, der all sein Glück der verstorbenen Frau verdanke, doch nicht gedacht. Noch nicht ein halbes Jahr todt, sei die brave Sidonie, die dem Dorfe soviel Gutes gethan, schon vergessen. Und wie Kleemann dachte die ganze Gemeinde. Die Dorfmedisance verbreitete die gehässigsten Gerüchte und bald war es um den guten Ruf der armen Marie geschehen, die kaum eine Ahnung von dem hatte, was in dem Dorfe vorging. Auch Bodo Granfeldt kümmerte sich nicht darum, und da Niemand den Muth hatte, ihm Mittheilung zu machen, blieben die ausgesprengten Verdächtigungen ihm Geheimniß. Davon, daß der Gutsherr sich mit Marien als verlobt erklärt, hatte der Pfarrer nirgends ein Wort geäußert. Auch Fritz Granfeldt erfuhr Nichts, denn Jeder hütete sich, dem Bruder von dem Bruder Nachtheiliges zu berichten. Der alte Hofmeister Krug, dem Manches zu Ohren gekommen, verbot seiner Frau und seiner Tochter über die Angelegenheit zu sprechen, die seinen Brodherrn betraf. Für Christinen war Grund genug vorhanden zu schweigen und ihr zärtliches Verhältniß zu dem Inspector so lange geheim zu halten, bis die Verlobung öffentlich bekannt gemacht werden konnte. Sie fürchtete ein Opfer der Lästerzungen zu werden wie Marie bereits geworden.

Fritz vermied es, Groß-Radeck zu betreten; er wollte Marien nicht sehen. Der Umgang mit Christinen ward ihm täglich lieber und durch sie faßte er völlige Heilung von der unerwiederten Leidenschaft. Er gab sich Mühe für die heimlich Verlobte zu schwärmen, glaubte immer mehr vortreffliche Eigenschaften in ihr zu entdecken und stellte den Satz fest: Marie ist vollkommen ersetzt, Christine übertrifft sie in mancher Beziehung noch. So lebte der arme Inspector in einer seltsamen Gemüthsverfassung; er wollte Christinen lieben, daß Marie gleichgiltig für ihn werde, und da er zum ersten Male in seinem Leben zärtlichen Umgang

mit einem Mädchen pflog, so fand er darin einen Reiz, der ihn für die von Marien zugefügte Zurücksetzung entschädigte. Christinen's Liebe schmeichelte seiner Eitelkeit.

Bodo Granfeldt ging seiner Beschäftigung nach; er fühlte sich glücklich in dem Bewußtsein von Marien geliebt zu werden und er dankte ihr die aufrichtige Liebe um so mehr, als diese dazu beitrug, die Trauer um die verstorbene Gattin zu mildern.

Es war zu Ende des September, als Werner, der alte Buchhalter, in das Arbeitscabinet seines Herrn trat. Nachdem er einige Geschäftsangelegenheiten mit ihm besprochen, sagte der Greis:

— Herr Granfeldt, Sie haben mich mit Ihrem Vertrauen beehrt . . . Sie haben mich selbst in Ihre Herzensangelegenheiten eingeweiht und meinen Rath begehrt . . .

— Den Sie mir als väterlicher Freund redlich ertheilt haben, unterbrach ihn der Gutsherr.

— Nach bestem Wissen und Gewissen.

— Davon, lieber Werner, bin ich fest überzeugt.

— Niemand kennt Ihre Verhältnisse besser als ich sie kenne; die Leute, die nur aus der Ferne beobachten, ziehen falsche Schlüsse, und einige Böswillige, zu denen ich den Pfarrer zähle, verbreiten die abscheulichsten Gerüchte . . . ich kann nicht länger müßig zuhören, ich kann Ihre Ehre und die Ihrer Verlobten nicht in Zweifel ziehen lassen . . .

— Meine Ehre? fragte Granfeldt auffahrend.

— Sie sind es Fräulein Marie schuldig zu zeigen, daß Sie ernste Absichten hegen.

— Ich verstehe Sie, Werner . . . sprechen Sie kein Wort mehr . . . mir ist die Situation schon ganz klar. Nicht meinetwegen, sondern weil Marien's Ehre es fordert, werde ich ernste Schritte thun.

— Proklamiren Sie Ihre Verlobung: bat der Buchhalter.

— Nein, ich werde mehr thun.

— Was?

— Ich werde die Trauung vollziehen lassen. Dieser Gedanke ist mir nicht etwa erst jetzt gekommen; nein, ich habe mich längst damit beschäftigt. Die Bedenken, die ich hegte, sind durch Ihre Mahnung beseitigt ... mögen die Leute mein Verfahren beurtheilen wie sie wollen ... Marie muß sofort zu vollen Ehren gebracht werden ... sie wird meine Gattin. Dann kann Niemand ein nachtheiliges Wort mehr über sie sprechen.

— Ich theile Ihre Meinung, Herr Granfeldt! rief Werner. Nur so können Sie die einfältigen Leute mit einem Schlage zum Schweigen bringen.

— Der kürzeste Weg ist der beste; ich reite auf der Stelle zu dem Pfarrer und bestelle das Aufgebot. Die Trauung soll in der Stadt vollzogen werden.

— Recht so, übergehen Sie den gleisnerischen Pfarrer, dessen Predigten die Bauern in Aufruhr versetzt haben.

— Hat der würdige Mann gegen mich gepredigt?

Werner erzählte Alles.

— Ich danke Ihnen, sagte Granfeldt; hätten Sie mich früher aufgeklärt, so würde ich früher gehandelt haben.

— Nun mache ich Sie noch auf einen Brauch aufmerksam, der in unserer Gegend zum Gesetze erhoben ist. Das Brautpaar nämlich muß sich dem Pfarrer vorstellen. Wollen Sie Weitläufigkeiten umgehen, so nehmen Sie Fräulein Marie gleich mit sich ...

— Auch das noch! rief der Gutsherr mit Bitterkeit.

— Der hartnäckige Pastor wird darauf bestehen.

— Ich übertrage ihm die Trauung nicht.

— Immerhin; aber er hat das Aufgebot zu besorgen und ohne dies traut man Sie in der Stadt nicht. Fügen Sie sich als kluger Mann der Ceremonie und Sie gelangen rasch zum

Ziele. Man kann Ihnen noch mancherlei Schwierigkeiten in den Weg legen. Es ist unter allen Umständen gut, wenn Sie sich fügen.

Der Rath des verständigen Alten fand Gehör. Es fiel dem Gutsherrn schwer, sich der lästigen Ceremonie zu unterziehen, aber er entschloß sich doch dazu, um nicht Anlaß zu mißliebigen Deutungen zu geben. Bodo ging zu Marien, die er in dem Saale traf. Er theilte ihr kurz und bündig seine Absicht mit, ohne die Gründe anzugeben, die ihn zur Beschleunigung der Angelegenheit drängten. Eine dunkle Röthe zeigte sich auf ihren Wangen.

— Willigst Du ein? fragte er zärtlich.

— Von Herzen gern!

— So lasse ich dem Pfarrer für diesen Nachmittag unsern Besuch ankündigen.

— Unsern Besuch? fragte Marie erstaunt.

— So will es der Brauch.

— Ist es möglich, Bodo, so entbinde mich davon.

— Deine Situation ist allerdings eine unangenehme, wenn man das Benehmen des Pfarrers in unserm Hause bedenkt; indeß, Marie, ich bin ja als Dein verlobter Bräutigam bei Dir, ich stelle Dich als meine Braut vor . . . das ändert denn doch die Sachlage. Jetzt habe ich ein Recht, Dich vor Unannehmlichkeiten zu schützen. Begleite mich, Marie; wir wollen den Bauern zeigen, daß wir uns der hergebrachten Ordnung fügen.

— Wohlan denn, flüsterte sie unter Thränen, ich werde Dir folgen!

Der Buchhalter bestieg ein Pferd und ritt zu dem Pfarrer in Groß-Wiedeborn. Noch vor Tische kam er mit der Nachricht zurück, daß der ehrwürdigr Herr den ihm angekündigten Besuch um vier Uhr Nachmittags zu empfangen gesonnen sei. Gleich nach drei Uhr hielt die Staatsequipage vor dem Perron des

Hauses. Zwei glänzende Rappen stampften ungeduldig das Pflaster. Bodo und Marie erschienen. Die Braut war einfach in schwarze Seide gekleidet. Ein weißer Seidenshawl bedeckte ihr die Schultern. Ein dunkler Strohhut bedeckte ihr Köpfchen. Bodo hatte eine schlichte, aber saubere Toilette gemacht.

Richard stand an dem offenen Fenster des Saals, eine zuverlässige Magd hütete ihn. Er rief, daß er Marien begleiten wolle und streckte die Händchen aus. Es kostete Mühe den Knaben zu beruhigen, man mußte ihn in den Garten bringen zu Vater Krug, der sich mit ihm beschäftigte. Der Wagen rollte indeß aus dem Hofe und erreichte kurz vor vier Uhr Groß-Wiedeborn. Das Pfarrhaus, ein stattliches Gebäude, lag einsam an dem Friedhofe. Der Kutscher kannte die Oertlichkeit; er fuhr in den Hof und hielt vor der Thür. Das Paar stieg aus. Es erschien Niemand zum Empfange. Bodo bemerkte es mit Verdruß.

— Deinen Arm, liebe Marie! sagte er so ruhig als es ihm möglich war

Zitternd klammerte sie sich ihm an.

— Mir ist das Herz recht schwer! flüsterte sie.

— Dieser Gang soll der letzte sein, der Dir unangenehm ist; vertraue mir, Deinem Verlobten!

— Bodo, bat sie, mäßige Dich, wenn Du gereizt werden solltest!

— Ich weiß, wie weit ich gehen darf.

— Der Pfarrer hat einen Groll auf mich geworfen.

— Immerhin, er muß die Pflichten seines Amtes erfüllen.

— Der Mann ist mir schrecklich.

— Wir haben nicht zu bitten, wir haben von ihm zu fordern.

Sie hatten die Hausflur betreten.

Ein alter zottiger Hund erhob ein heiseres Gebell.

Auf dieses Gebell kam eine Magd aus der Küche, eine derbe

Bäuerin, die sich an der schmutzigen Schürze die hochrothen Hände trocknete.

— Was beliebt? fragte sie erstaunt.

— Ich suche den Herrn Pastor, entgegnete Bodo.

— Der Herr Pastor macht einen Krankenbesuch; er muß aber gleich zurückkommen.

— So kann ich ihn erwarten?

— Gehen Sie in die große Stube.

Die Magd öffnete die Thür und ließ das Brautpaar eintreten. Dann verschwand sie.

Die große Stube des Pfarrhauses war gut eingerichtet. Vor den sonnigen Fenstern rankte der Weinstock und so weit man sehen konnte breitete sich ein gut bebauter Gemüsegarten aus.

Marie ließ sich auf einem Stuhle nieder.

Bodo ging auf und ab. Von Zeit zu Zeit blieb er stehen, um die Kupferstiche an den blau tapezirten Wänden zu betrachten. Er bezwang seinen Groll über den seltsamen Empfang, der ohne Zweifel vorbereitet war. Kein Glied der Familie des Pfarrers erschien, und schon war eine Viertelstunde verflossen. Marie lächelte, als ob sie sagen wollte: der geistliche Herr übt Rache für die Abfertigung, die er bei uns erfahren.

Bodo sah nach seiner goldenen Uhr.

— Wir warten noch eine Viertelstunde, dann fahren wir zurück. Der Mann weiß, daß wir kommen, er hätte sich einrichten können.

Und wiederum verfloß eine Viertelstunde.

— Nun ists genug! sagte Bodo, der seinen Hut ergriff.

— Ich habe umsonst die Angst erlitten.

— Beruhige Dich, wir sind nun der Unannehmlichkeit überhoben, mit dem Manne persönlich zu verkehren. Das Weitere werde ich schriftlich besorgen, vielleicht auch besorgen lassen.

In diesem Augenblicke ward eine Seitenthür geöffnet und der Pfarrer, im Ornate, trat langsam und gemessen ein.

— Verzeihung, sagte er kalt, ich komme von einem Gange zurück, den ich weder voraussehen noch aufschieben konnte; ein Sterbender verlangte meinen Zuspruch . . . dort habe ich meine Pflicht erfüllt; ich kann nun hier thun, was meines Amtes ist.

Das Paar stand Arm in Arm vor ihm.

Marie hatte die Blicke zu Boden gesenkt, es war ihr nicht möglich, dem Pfarrer in das kalte, trockene Gesicht zu sehen, das, wäre es nicht kreideweiß gewesen, dem einer Mumie geglichen haben würde.

Bodo hatte sich vorgenommen, alle Weitläufigkeiten zu vermeiden und jetzt, da die Gelegenheit sich bot, die Angelegenheit völlig zum Austrage zu bringen.

— Ich habe die Ehre, Herr Pastor, Ihnen meine verlobte Braut, Marie Sellig, vorzustellen. Es fordert dies nicht nur der hergebrachte Brauch in unserm Kirchsprengel, sondern auch die Decenz, die zu beobachten ich für meine Pflicht halte.

In den Zügen des langen Herrn, der wie eine Statue in der Mitte des Zimmers stand, zeigte sich keine Veränderung.

— Sie haben sich verlobt? fragte er monoton.

— Ja! antwortete der Gutsherr entschieden.

Eine Pause trat ein, die der Pfarrer mit der Bemerkung unterbrach:

— Auch die Braut hat meine Frage vernehmlich und laut zu beantworten.

— Ja! flüsterte Marie mit zitternder Stimme.

— Das Verlöbniß wäre also anerkannt.

— Zweifeln Sie nicht mehr daran, Herr Pastor; wir haben nach reiflicher Ueberlegung den Entschluß gefaßt, als Gatten durch das Leben zu gehen und treulich in Leid und Freud zusammenzuhalten.

— Gegen diesen Entschluß läßt sich Nichts einwenden.

— So bitte ich Sie, ihn nächsten Sonntag von der Kanzel

herab zu verkünden . . . ein Mal für drei Male . . . ich werde den Betrag dafür doppelt entrichten.

— Ehe ich proclamire, habe ich noch Amtspflichten zu erfüllen, die ich unter allen Umständen nicht umgehen kann.

— Ich fordere nicht, Herr Pastor, daß Sie irgend Rücksichten nehmen, die sich mit den Obliegenheiten Ihres Amtes nicht vereinbaren lassen. Verfahren Sie nach Vorschrift und ich werde mich fügen wie jedes Ihrer Beichtkinder.

— Haben Sie, Herr Granfeldt, wohl erwogen, ehe Sie den sehr ernsten Entschluß faßten?

— Ich wiederhole Ihnen, daß ich nicht leichtfertig zu Werke gehe. Ich habe den Entschluß gefaßt und werde ihn ausführen.

— Auch die Braut, Mademoiselle Marie Sellig? fragte im Kanzelton der Pfarrer.

Bodo fühlte das Zittern Marien's.

— Auch die Braut! antwortete er statt ihrer. Wäre dies nicht der Fall, sie würde nicht vor Ihnen erschienen sein.

— Ich muß bitten, daß die Braut selbst mir antwortet.

Marie antwortete zwar zitternd, aber laut:

— Ja, ich habe reiflich überlegt und mich mit Gott entschlossen.

Der Pfarrer neigte langsam das Haupt.

— So löblich nun auch der Entschluß von beiden Seiten ist, als christliche Gatten ferner unter einem Dache zu leben, so muß ich doch den Herrn Bräutigam darauf aufmerksam machen, daß er dem Andenken seiner vor Kurzem erst verstorbenen Gattin Rechnung trage. Ich würde eine Uebereilung gut heißen, die ich nicht billigen kann, wollte ich die Proclamirung sofort vornehmen und einen Bund weihen, der viel zu früh geschlossen ist. Fragen Sie Ihr Herz, fragen Sie Ihr Gewissen . . .

Bodo konnte sich nicht erwehren den Pfarrer zu unterbrechen:

— Herr Pastor, mit meinem Herzen bin ich längst zu Rathe gegangen und die Sorge, mich mit meinem Gewissen abzufinden, werden Sie die Güte haben mir zu überlassen. Ich streite Je-

dem, wer er auch sein mag, die Befugniß ab, mich zu bevormunden. Vollziehen Sie gegen die Bezahlung der festgestellten Gebühren die Proclamation und vergessen Sie nicht, daß der Pfarrer der Gemeinde wegen, nicht aber die Gemeinde des Pfarrers wegen existirt.

— Das sind traurige Ansichten, Ansichten, die der Unglauben erzeugt hat.

— Ich bleibe bei diesen Ansichten, die ich für richtig halte.

— Sie irren, Sie irren!

— Wir betreten das Feld der Polemik . . .

— Es ist meine Pflicht, eine Seele zu retten, so lange es noch möglich.

— Meine Seele, Herr Pastor, ist auf dem besten Wege zum Glücke, und darum bitte ich Sie, ihr kein Hinderniß entgegenzustellen.

— Ihr blödes Auge unterscheidet nicht richtig.

— Ich polemisire nicht, Herr Pastor! Aber ich bitte Sie um die Erfüllung Ihrer Amtspflichten. Sind meiner Seits noch Bedingungen zu erfüllen, so bezeichnen Sie sie mir . . .

— Gestatten Sie mir, daß ich mit der Braut einige Worte allein spreche.

— Wozu?

— Unter den obwaltenden Verhältnissen bin ich gezwungen...

— Um Gotteswilleu! rief Marie erschreckt.

— Still, still!

— Ich vermag es nicht!

— Du wirst nicht allein bleiben, Marie!

— Führe mich hinweg!

— Gestatte mir noch einige Worte an den ehrwürdigen Herrn.

Marie hatte sich fest an den Arm des Bräutigams geklammert; sie zitterte heftig und Thränen rannen über ihre bleichen Wangen.

Der Pfarrer sagte im Kanzeltone:

— Dieser Schrecken, Mademoiselle, ist kein gutes Zeichen! Wer mit reiner Stirn vor seinen Seelsorger tritt, braucht nicht zu zagen und zu erbleichen. Ich kann nur die Trauung vollziehen . . .

— Sie werden sie nicht vollziehen! rief Bodo. Ich verlange einfach die Proclamation!

— Das Gewissen erwacht! fuhr salbungsvoll der Pfarrer fort. Sie haben an der verstorbenen Freundin gefrevelt, Sie haben Wohlthaten mit schnödem Undanke vergolten!

Marie warf sich an die Brust des Bräutigams.

— Führe mich aus diesen Zimmer, schütze mich vor der Schmach, die dieser Mann auf mich häuft! ich kann es nicht länger ertragen.

Bodo legte den Arm um sie.

— Herr Pastor, rief er, Sie müssen die Geduld, die ich bisher gezeigt, für Feigheit halten, da Sie sonst so unerhörter Ueberschreitungen Ihrer Amtsbefugnisse sich nicht schuldig gemacht hätten. Aber diese Geduld ist nun zu Ende! Ich erkläre, daß Sie mein Seelsorger nicht sein können! Die Proclamation werden Sie nächsten Sonntag bewirken, wenn nicht, so lasse ich Ihnen ferner die Thür der Kirche vor der Nase schließen. Ich übe das Recht des Kirchenpatrons, das mir als Gutsherr von Groß- und Klein-Radeck zusteht. Der Amtsrath Hauswald, mein Vorgänger, hat sich wenig um das Treiben der Geistlichkeit gekümmert, ich aber werde von jetzt an ein wachsames Auge haben, werde meine Pflicht und meine Rechte üben. Sie werden bald erkennen, daß man Ihren Privatintriguen noch einen Damm entgegensetzen kann.

— Ich stehe unter dem Consistorium! rief der Pfarrer.

— Zunächst unter dem Kirchenpatron!

— Als solcher sollten Sie mein Verfahren gut heißen, soll-

ten erkennen, daß ich ohne Ansehen der Person die mir übertragenen Pflichten übe.

— Ist das Eindringen in Häuser und Familien Ihre Pflicht? Wer giebt Ihnen das Recht eine Dame zu beleidigen, mit der ich, der Gutsherr von Radeck, vor den Altar zu treten gedenke? Das ist eine Kühnheit, eine Frechheit, die dem geistlichen Herrn übel ansteht. Sie wollen über Decenz und Moral wachen, und treten beide mit Füßen. Wenn das Pfarrhaus nicht mehr vor Insulten schützt, so ist man an keinem Orte des Kirchsprengels mehr sicher. Die Beleidigung, meiner Braut zugefügt, gilt mir . . . komm, Marie, hier ist unsers Bleibens nicht!

Er führte sie hinaus und hob sie in den Wagen, der rasch davonfuhr.

— Bodo, Bodo, was ist das? rief die arme Braut.

— Gräme Dich nicht, mein Kind, Du bist meine Verlobte und stehst als solche unter meinem Schutze. Ertrage mir zu Liebe, was geschehen, ich bürge dafür, daß Dir Genugthuung werde.

Bodo drückte sie an sich und küßte ihr die Thränen von den Wangen.

Nach einer halben Stunde schon befanden sich die jungen Leute in dem Saale des Herrenhauses auf Groß-Radeck. Richard sprang ihnen entgegen und drückte stürmisch seine Freude über die Rückkehr Mariens aus.

— Wie lange bist Du geblieben, liebe Marie! rief der Knabe, der sich ihr anschmiegte. Hättest mich wohl mit Dir nehmen können!

Sie küßte ihn.

— Warum weinst Du denn? fragte Richard.

— Vor Freuden, Dich wiederzusehen.

— Du brauchtest ja gar nicht zu gehen.

— Der Junge hat Recht! sagte Bodo.

Er reichte der Braut die Hand, sah sie mit einem vielsagenden Blicke an und ging in das Büreau.

Der alte Buchhalter legte die Feder nieder.

— Nun? fragte er.

Granfeldt erzählte.

— Das ist arg! rief Werner. Der Mann weiß nicht, was er thut.

— Ich fürchte, er weiß es zu gut. Aber was hoffen Sie, Werner?

— Daß Ihre Drohung fruchtet und daß der Pfaffe nächsten Sonntag proclamirt.

— Und wenn er es unterläßt?

— So berichten Sie an das Consistorium und warten den Erfolg ab. Inzwischen zeigen Sie Ihre Verlobung durch die in unserer Gegend gelesenen Zeitungen an.

— Das soll geschehen.

Die Dinge nahmen wider Erwarten einen friedlichen Verlauf. Schon am zweiten Tage erschien der Schulmeister in dem Herrenhause; er bat den Gutsherrn um die zur Proclamation nöthigen Papiere, die er dem Herrn Pfarrer übersenden solle. Dann stattete er in gewählten Worten seinen Glückwunsch ab.

— Wie steht es mit Ihrer definitiven Anstellung? fragte Granfeldt.

Der junge Mann zuckte mit den Achseln.

— Ich weiß Nichts.

— Das Provisorium dauert also immer noch fort?

— Leider ja, Herr Granfeldt. Ich verliere die Hoffnung...

— Die Gemeinde aber wünscht, daß Sie den Posten erhalten. Man legte mir schon vor sechs Wochen eine Petition zur Unterschrift vor, die des Lobes voll war über Ihre Amtsführung.

— Daß der Bescheid so lange auf sich warten läßt ist kein

gutes Zeichen, meinte Gottlieb. Herr Granfeldt, Sie vermögen viel, Ihr Wort hat Gewicht . . . ich bitte Sie, verwenden Sie sich für mich . . . ich setze nämlich voraus, daß Sie mit meinen Dienstleistungen zufrieden sind.

— O, gewiß, Herr Straßberg! Ich schätze und achte Sie! Außerdem freue ich mich, Ihnen einen Dienst leisten zu können . . . Sie haben meinen Bruder vor einem großen Unglücke bewahrt.

— Verzeihung, Herr Granfeldt, ich habe nur meine Schuldigkeit gethan.

— Indem Sie sich einer Verletzung durch das rasende Pferd aussetzten. Mein Bruder steht hoch in Ihrer Schuld, und ich werde diese Schuld lösen. Es wird von heute an meine Aufgabe sein, Ihre Anstellung zu bewirken und eventuell zu beschleunigen. Die Verzögerung ist mir unerklärlich. Ist Ihnen irgend ein Hinderniß bekannt, oder glauben Sie, daß ein solches vorhanden, so theilen Sie sich mir unumwunden mit . . .

— Ihre Güte, Herr Granfeldt, giebt mir den Muth von einem Vorfalle zu sprechen, den ich bisher unbeachtet gelassen habe, der aber durch eine zufällige Nachricht von Bedeutung geworden ist.

Gottlieb schilderte die Zustände in dem Schulhause und erzählte offen und ehrlich die Drohungen, die Frau Hattorf ausgestoßen, als er sich geweigert, Friederike Haas zur Schulmeisterin zu machen.

Bodo schüttelte erstaunt mit dem Kopfe.

— Es ist unerhört! rief er aus. Also auch in dem bescheidenen Schulhause spielen sich Heirathsintriguen ab. Sie sprachen von einer zufälligen Nachricht . . .

— Vor einigen Tagen nämlich habe ich erfahren, daß Friederike Haas, die man mir aufdringen will, eine Verwandte des Pfarrers Stöcker sei.

— Ah, diese Nachricht ist allerdings der Beachtung werth!

Der fromme Mann ist bemüht, die weiblichen Glieder seiner Familie unter die Haube zu bringen ... er spricht durch die Wittwe Hattorf zu Ihnen ... Ich habe diese verwandtschaftlichen Beziehungen bisher nicht gekannt. Daß sie existiren wissen Sie genau?

— Aus guter Quelle, und darum fürchte ich sie.

— Es liegt Ihnen daran in Wideborn zu bleiben?

— Das Wohlwollen der Gemeinde macht es mir zur Pflicht, ihr so lange als möglich meine Kräfte zu widmen.

— So gebe ich Ihnen mein Wort, daß ich Alles aufbieten werde, um Ihnen zu nützen. Und ich bin der Mann, der sein Wort hält.

Gottlieb empfing die Papiere und entfernte sich.

In großer Spannung erwartete das Brautpaar den nächsten Sonntag.

Der Buchhalter Werner übernahm es die Kirche zu besuchen. Er kam mit der Nachricht zurück, daß die Proclamation in der üblichen Form geschehen sei und daß der Pfarrer sich Ungebührlichkeiten nicht erlaubt habe. Die Bauern aber hätten die Köpfe zusammengesteckt und die Angelegenheit besprochen.

— An dem Urtheile der Bauern liegt mir Nichts, sagte der Gutsherr. Ich fürchte überhaupt das Urtheil der Welt nicht, da ich den Schritt, den ich zu thun beabsichtige, vor Gott und meinem Gewissen rechtfertigen kann

Am folgenden Tage ritt Werner nach Groß-Wideborn, bezahlte dem Pastor die Gebühren und ließ sich dagegen die Bescheinigung ausfertigen, daß die Proclamation geschehen sei. Dies war Alles, was man von dem Pfarrer forderte Nun wurden die Einleitungen zur Trauung in der nahen Stadt gemacht. Acht Tage später traf die Nachricht ein, daß das Brautpaar erwartet werde. Um diese Zeit kam Christine nach Groß-Radeck, um der Freundin den Glückwunsch mündlich zu wiederholen, den sie ihr gleich nach der Proclamation schriftlich

abgestattet hatte. Marie dankte tief bewegt und schloß die Jugendgespielin in die Arme.

— Es ist Alles so schnell gekommen, liebe Marie! Wir hatten auf unserm einsamen Gute keine Ahnung davon.

— Du begreifst wohl, daß die Verhältnisse zur Eile trieben.

— Freilich, freilich. Dem Gerede der Leute muß ein Ende gemacht werden. Und was kommt denn darauf an, ob die Hochzeit einige Monate früher oder später gefeiert wird.

— Nun bitte ich Dich um eine Gefälligkeit, Christine.

— Ich diene Dir gern.

— Du begleitest mich zur Trauung nach der Stadt.

— Gewiß, ich werde Deine Brautjungfer sein.

— Das wußte ich im Voraus!

— Aber warum ist die Trauung in der Stadt?

— Bodo will es, und ich habe Nichts dagegen einzuwenden.

— Gut, so reise ich mit.

— Die Ceremonie soll in aller Stille vollzogen werden, Gäste sind außer Dir und Fritz nicht geladen. Ich zähle auf Dich, Christine, wie Du später auf mich zählen kannst.

Christine frägte lächelnd:

— Was meinst Du damit?

— Daß Du bald eine Zeugin bei Deiner Trauung brauchen wirst.

— Ich habe noch keinen Bräutigam.

— Er wird sich schon finden.

Christine lachte hell auf.

— So etwas kommt schnell, fuhr Marie fort. Du bist ein so schönes und gebildetes Mädchen, daß Dir eine vortheilhafte Partie nicht fehlen kann. Ich habe gestern mit Bodo über Dich gesprochen . . .

— Und was meint er?

— Dasselbe, was ich Dir soeben gesagt habe. Ich wieder=

hole es, daß ich Dir mit Rath und That beistehen werde. Du sollst eine treue Freundin an mir haben.

Christine schwieg, obgleich sie gern ihr Herzensgeheimniß ausgeplaudert hätte. Sie gedachte des Versprechens, das sie dem Inspector gegeben. Beide Mädchen beschäftigten sich nun mit der Brauttoilette. Eine Modistin aus der Stadt kam an, die die Aufträge in Empfang nahm. Abends brachte die Equipage des Gutsherrn Christinen nach Klein=Radeck zurück. Fritz hatte die Geliebte mit Ungeduld erwartet. Er suchte sie in dem Wohnzimmer auf, wo sie Hut und Shawl ablegte. Stürmisch umarmte er sie. Christine theilte ihm den Grund ihres längern Bleibens mit und erzählte auch, daß er, der Inspector, Zeuge bei der Trauung sein solle.

— Ich? rief er bestürzt.

Es war ein Glück für ihn, daß Christine die Lampe noch nicht angezündet hatte, sie würde sonst die Blässe gesehen haben, die auf Augenblicke sein Gesicht bedeckte.

— Warum nicht? fragte sie.

— Nein, nein!

— Ich werde als Brautjungfer dabei sein.

— Du?

— Freilich, und dann darf mein lieber Fritz nicht fehlen.

— Ich bin kein Freund von Ceremonien dieser Art.

— Immerhin; aber Du bist der Bruder des Bräutigams ... was werden die Leute denken, wenn Du die Einladung nicht annimmst.

— Du bist bei der Trauung?

— Konnte ich es denn der guten Marie abschlagen, die so allein dasteht? Sie hat sich erbeten, mir einen gleichen Liebesdienst zu erweisen, wenn ich einmal Braut werden sollte.

— Hast Du schon geplaudert? fragte der Inspector hastig.

Sie hing sich an seinen Hals.

— Nein, Fritz; aber ich hätte es gern! Mein Glück ist so

groß, daß ich es allen Leuten verkünden möchte. Da Du es jedoch nicht willst, mag es unterbleiben. Ich habe ja keinen andern Willen als den Deinigen . . .

— Und ich fordere nicht ohne Grund, denn ich muß unsere Zukunft im Auge haben.

Frau Krug trat mit der Lampe ein; sie war überrascht, den Inspector anzutreffen. Bald auch kam der Hofmeister, der Geschäfte in den Wirthschaftsgebäuden gehabt hatte. Man plauderte bis gegen zehn Uhr, dann entfernte sich der Inspector. Christine begleitete ihn, um auf der Hausflur zärtlich Abschied von ihm zu nehmen.

Schon früh am nächsten Morgen ritt Bodo in den Hof von Klein-Radeck. Er fragte den Knecht, dem er das Pferd übergab:

— Ist der Herr Inspector noch zu Hause?

— Ja, Herr; Sie treffen ihn in seinem Zimmer.

Bodo eilte die Treppe hinan. Fritz, der ihn kommen gesehen, öffnete die Thür seines Zimmers. Beide umarmten sich.

— Darf ich Glück wünschen? fragte Fritz.

— Gewiß, Bruder! Und ich bin der Ueberzeugung, daß Dir der Glünwunsch vom Herzen kommt.

Der Inspector suchte seine Verlegenheit unter einem gezwungenen Lächeln zu verbergen.

— Liegt ein Grund zur Annahme des Gegentheils vor? fragte er im bedauernden Tone.

— Für den wenigstens nicht, der frei von Vorurtheilen ist. Du hast Sidonien gekannt . . .

— Darum weiß ich, daß nur Marie sie Dir ersetzen kann. Du hast eine gute Wahl getroffen, Bruder; möge sie Dir für das ganze Leben zum Heile gereichen.

Fritz drückte dem Bruder innig die Hand. Die Erregung, die sich dabei in seinem Wesen aussprach, hielt Bodo für warme Theilnahme.

— Ich habe es vermieden, Fritz, Dir gegenüber meiner Hei-

rathsangelegenheit zu erwähnen, weil ich frei von allem Einflusse sein wollte bei der Feststellung meines Entschlusses. Offen gestanden, ich habe Vorwürfe von Dir gefürchtet . . .

— Warum Vorwürfe?

— In Anbetracht der obwaltenden Verhältnisse. Außerdem habe ich erwartet, daß Du selbst Anlaß nehmen würdest, mit mir zu sprechen . . .

— Verzeihung, Bruder, ich wollte mich nicht in Deine Herzensangelegenheiten drängen . . . das Geschwätz der Bauern habe ich unbeachtet gelassen, da ich frei von Vorurtheilen bin. Du kannst als der Gatte Marien's das Andenken an die selige Sidonie aber so ehren als ob Du noch Witwer bliebest. Richard bedarf einer sorgenden Mutter . . . er hat sie in Deiner zweiten Gattin gefunden. Noch einmal: sei glücklich! recht glücklich!

Dem armen Inspector traten die Thränen in die Augen, als er diese Worte sprach.

— Das habe ich erwartet! rief Bodo. Es ist schwer, die zweite Wahl zu treffen . . . ich wäre wahrlich Witwer geblieben, wenn ich Marien nicht gefunden hätte. Doch, damit Du Alles weißt, lies diesen Brief.

Er reichte ihm dem Brief Sidoniens.

Fritz trat an das Fenster und las. Hätte Bodo ihn beobachtet, so würde er gesehen haben, daß der Inspector bald erblaßte, bald erröthete, obgleich er flüchtig las.

— Die Ehen werden im Himmel geschlossen! rief Fritz, indem er das Papier zurückgab.

— Nicht wahr, die arme Marie verdient, daß sie glücklich werde?

— Und Du wirst sie glücklich machen.

— Nächsten Sonntag soll in der Stadt die Trauung vollzogen werden; Fritz, begleite mich als Zeuge.

Der Inspector konnte nicht ablehnen! er sagte zu. Die

Brüder bestiegen die Pferde und verließen gemeinschaftlich Klein-Radeck. Auf einem Kreuzwege trennten sie sich.

— Ich erwarte Dich, Fritz!

— Gewiß, Bodo, ich werde nicht fehlen!

Der Inspector jagte über ein Stoppelfeld und verschwand hinter einem Wäldchen. Der Gutsherr beeilte sich zu der Braut zu kommen, die er diesen Morgen noch nicht gesehen hatte. Marie, die in dem Salon den Frühstückstisch vorbereitet, erwartete den Bräutigam; sie wußte von Andreas, daß Bodo nach Klein-Radeck geritten war. Nach der ersten Begrüßung sprach man über Fritz.

— Wird er kommen? fragte die Braut.

— Er hat es fest versprochen. Ich wüßte nicht, was ihn abhalten sollte . . .

— Vielleicht der rasch gefaßte Entschluß.

— Fritz fand ihn sehr erklärlich und sprach seine Billigung aus.

— Gott sei Dank! dachte Marie

Eine Magd brachte Richard und man nahm nun gemeinschaftlich das Frühstück ein.

— Richard, sagte der Vater scherzend, Marie soll fort!

Der Knabe sah erstaunt auf.

— Wohin denn? fragte er.

— In die weite Welt.

— Und warum?

— Sie will nicht bei uns bleiben.

Richard lächelte.

— Das ist nicht wahr! rief er.

— Und doch! fügte Marie hinzu.

— Wer soll mich denn unterrichten?

— Ein Lehrer, mein Kind.

— Ich will keinen Lehrer.

— Du wirst viel mehr lernen.

— Vater hat gesagt, Marie wäre meine Mutter, und das ist sie auch.

— Es kommt schon eine andere Mutter.

— Ich gehe mit Dir, Marie!

Der Knabe warf sich weinend in ihren Schooß. Sie küßte ihm die Stirn und rief: „Sei ruhig, Kind, ich bleibe bei Dir, immer, immer! Du kannst mich getrost Deine Mutter nennen, denn ich liebe Dich mit mütterlicher Zärtlichkeit. So lange ich athme sorge ich für Dich . . . Du bist mein lieber, lieber Sohn!

Marie zog ihn empor und bedeckte sein zartes Gesichtchen mit Küssen. Bodo war entzückt über diese Scene; er küßte den Sohn und die reizende Braut.

Die Woche verfloß, der Sonntag kam heran. Alle Vorbereitungen waren getroffen. Schon früh erschien Christine, um den Brautstaat zu ordnen. Der Gärtner Braun brachte einen prachtvollen Myrthenkranz, den er aus natürlichen Zweigen gewunden hatte und zwar auf Anlaß Christinen's. Gegen neun Uhr trat die Braut in den Saal. Sie war einfach und edel in weiße Seide gekleidet. Ein weißer Schleier mit kleinen schwarzen Sternen floß ihr über den Rücken herab In ihrem vollen Haare prangte der Myrthenkranz. Ein schwere Goldkette schwang sich dreimal um den schneeweißen runden Hals und kostbare Gehänge schmückten die Ohren. Bodo starrte die Braut an. So wunderbar schön hatte er sie sich nicht gedacht. Marie vereinigte Alles in sich, was einer Braut zur höchsten Zierde gereicht: jungfräuliche Anmuth, Bescheidenheit, Jugend und eine edle Schönheit. War es doch, als ob die reiche Toilette sie drückte, als ob sie sich des Vorzugs, die Gattin des Gutsherrn zu werden, nicht würdig hielt. Die leichte Bläße, von der Aufregung erzeugt, verlieh ihren feinen Zügen einen unendlichen Reiz. Als Bodo, nach der Sitte der Gegend, einen Myrthenstrauß in dem Knopfloche des schwarzen Fracks tragend, eintrat,

blieb sie schüchtern neben der Freundin stehen; sie schien den Muth nicht zu haben sich ihm zu nähern. Der Bräutigam küßte ihr ehrerbietig und doch zärtlich den wie Alabaster glänzenden Arm, da ein zarter weißer Handschuh das Händchen bedeckte. Die Braut zitterte leicht, sie senkte die Blicke und flüsterte: „Da bin ich, Bodo!"

— Meine Braut und nach wenig Stunden meine Gattin! Gebe Gott seinen Segen dem Bunde, den wir zu schließen gedenken!

— Und Sidonie! fügte Marie ganz leise hinzu.

Der alte Werner, festlich geschmückt, trat ein und meldete, daß die Wagen harrten. Auch meinte er, daß es die höchste Zeit zur Abfahrt sei.

— Fritz fehlt noch, sagte der Gutsherr. Ohne ihn können wir nicht abfahren. Wir warten noch, der Bruder wird ja gleich kommen; er hält sein Wort, wenn er es einmal gegeben.

Marie suchte ihre Befangenheit zu verbergen; sie kannte den excentrischen Charakter des Inspectors und deshalb ward sie von unbestimmten Befürchtungen gemartert. Fünf und zehn Minuten verflossen, die Pendüle hat längst die neunte Stunde verkündet, die zur Abfahrt festgesetzt war, und immer noch kam der Bruder des Bräutigams nicht.

— Hast Du den Inspector diesen Morgen gesehen? fragte Marie leise die Freundin.

— Ja, und zwar schon früh. Er hat mir gesagt, daß er zu Pferde nachkommen wolle.

— Wenn ihm nur nicht ein Unglück zugestoßen ist.

— Das wolle der Himmel verhüten! rief rasch Christine.

— Sein Ausbleiben macht mir wirklich Sorge.

— Der Inspector verdient eine Zurechtweisung, daß er die Freuden eines so wichtigeu Ereignisses trübt.

— Ich halte es für ein böses Omen! sagte Marie, deren Angst mit jeder Minute wuchs.

— Was, was? fragte Christine zerstreut.

— Daß Fritz noch nicht bei uns ist!

— Man sende einen reitenden Boten nach Klein-Radeck! rief der Gutsherr.

Dieser Befehl mehrte die Besorgniß der beiden Mädchen, die harrend an dem offenen Fenster standen.

Da ließen sich Hufschläge vernehmen.

Ein Reiter sprengte in den Hof.

— Gott sei Dank! rief die Braut.

— Fritz! hauchte Christine vor sich hin.

— Nun ist mir ein Stein vom Herzen genommen!

Diese Worte der Braut hörte Christine nicht mehr, da sie der Thür zu ging, die sich in diesem Augenblicke öffnete. Der Inspector stand an der Schwelle und übergab Andreas seinen Oberrock. Er sah stattlich aus in dem schwarzen Festanzuge. Die Röthe seines Gesichts verrieth, daß er einen starken Ritt gemacht hatte.

— Fritz, rief der Gutsherr freundlich, heute zum ersten Male muß ich mich über Deine Nachlässigkeit beklagen.

— Verzeihe mir, Bruder . . .

— Wo bist Du gewesen?

— Eine geschäftliche Abhaltung . . .

— Heute mögen alle Geschäfte ruhen.

— Ich wäre Dir nach der Stadt gefolgt und hätte ich mein Pferd zu Tode reiten sollen.

Der Inspector umarmte stürmisch den Bruder. Dann verneigte er sich vor den beiden Damen, die sich dem Gutsherrn angeschlossen hatten. Sein Blick streifte rasch über die Braut hin, indem er einige Worte der Entschuldigung stammelte.

— Ei, Herr Inspector, sagte Christine schalkhaft, Sie sind ein so eifriger Geschäftsmann, daß Sie einen Brautzug warten lassen! Sie haben gewußt, daß ich die Brautjungfer bin..

— Ich werde Alles nachholen!

Er reichte Christinen den Arm.

Bodo ging schon mit der Braut voran, da Werner zur Eile mahnte.

Knechte und Mägde standen in Reihen die Freitreppe hinab bis an den Wagen. Zwei junge Mädchen streuten Blumen. In den Gesichtern Aller zeig'e sich Freude und innige Theilnahme. Die Braut, die nach allen Seiten hin freundlich nickte, ward hier und dort durch lautes Zurufen begrüßt. Nicht einer der Domestiken mißgönnte ihr das Glück, das ihr durch die Verbindung mit dem reichen Gutsherrn ward. Der alte Andreas zeigte heute seine Autorität, er hielt streng auf Ordnung, Niemand durfte aus der Reihe treten, die er klüglich aufgestellt. Und dabei trug er die Galla-Livree, die er seit der letzten Hochzeit Granfeldt's nicht aus dem Schranke geholt hatte. Nicht minder Aufsehen als die Braut erregte Christine, die Tochter des Hofmeisters, die, ebenfalls im Wagen, eine schöne Erscheinung war. Sie trug ein Kleid von weißer Seide, das Brautkleid Sidonien's, das Marie ihr verehrt hatte. Viele der alten Leute erkannten die Tochter des Hofmeisters nicht, sie hielten sie für eine Dame aus der Stadt. Stolz wie eine Königin schritt Christine am Arme des Inspectors zu dem Wagen, in dem sie mit der Braut Platz nahm. Der Bräutigam bestieg den zweiten Wagen und mit ihm Fritz und Werner. Kaum waren die Schläge geschlossen, als der Kutscher die muthigen Rosse antrieb... Die beiden Equipagen rollten eilig aus dem Hofe auf der obern Straße hin, die nach der eine Meile entfernten Stadt führte. Eine Staubwolke hüllte den Brautzug ein.

Die Domestiken trafen nun, unter Leitung des alten Andreas, die Vorbereitungen zum Empfange des jungen Ehepaars. Hatte der Gutsherr auch befohlen, daß die Feier eine stille sein solle, die Arbeiter ließen es sich nicht nehmen, wenigstens die Ankunft des Paares festlich zu begehen.

Mit dem Schlage elf Uhr hielten die Wagen an der Stadtkirche.

Fritz erschien zuerst, um den Damen beim Aussteigen behülflich zu sein. Marie mußte ihm den Arm reichen; sie konnte dem Manne nicht in das Auge sehen, von dem sie allen Grund hatte vorauszusetzen, daß er bemüht gewesen, ihrer Ehre zu schaden. Nie war ihr das rothe Haar so schrecklich vorgekommen als jetzt. Nur leicht berührte sie des Inspectors Hand; aber sie fühlte doch, daß er zitterte. Sie würde Mitleid mit ihm gehabt haben, wenn sie den Verdacht gegen ihn hätte verscheuchen können. Rasch nahm sie den Arm des Bräutigams und betrat mit ihm die Kirche. Fritz hob Christinen aus dem Wagen.

— Du bist doch schöner als Marie! flüsterte er ihr hastig zu. Und in fieberhafter Angst drückte er ihr den Arm.

— Warum bist Du so erregt? fragte sie leise.

— Ich kenne den Grund nicht; aber in Deiner Nähe bin ich ruhig. Auch wir müssen bald zur Trauung gehen. Reiche mir den Arm, Christine!

Sie gingen zur Kirche.

— Fritz, ich liebe Dich ja! flüsterte sie ihm zu.

— Aufrichtig und wahr?

— Du weißt es, und nun beruhige Dich!

— Ich muß Dich besitzen, Du wirst bald mein Weib sein... ich strebe danach mit aller Kraft. Und strahlen sollst Du wie die Braut des reichen Gutsherrn!

— Mir genügt es, Deinen Namen zu tragen, Fritz!

— Gutes, herrliches Mädchen!

Das Paar betrat die Sakristei. Man mußte einige Minuten warten. Christine, entzückt über die Leidenschaftlichkeit ihres Bräutigams, näherte sich Marien und ordnete ihr einige leichte Derangements der Toilette Während dieser Zeit sprach Bodo mit dem Bruder. Fritz benahm sich ruhig und antwortete besonnen auf alle an ihn gerichtete Fragen. Die Unterredung mit

Christinen hatte ihn wirklich getröstet. Jetzt erschien der Pfarrer, ein Mann, der kaum vierzig Jahre zählen mochte. - Freundlich und wohlwollend begrüßte er das Brautpaar. Wie anders war der Eindruck seines Benehmens als der, den der kalte und trockene Pfarrer in Wideborn ausübte! Marien ward das Herz leicht, sie athmete frei auf und hing sich an den Arm des Bräutigams, der verbindliche Worte mit dem Pfarrer wechselte. Die Stimmung, die der heilige Act erforderte, bereitete sich von selbst vor; und als in der Kirche die Orgel ertönte und ein gut geschulter Chor den Gesang begann, fühlte sich die arme Braut, die so viel gelitten, tief ergriffen. Das irdische Leid schwand in dem Hause Gottes, fromme Andacht kehrte in die Herzen ein.

Der kleine Zug bewegte sich während des feierlichen Gesanges zu dem Altare. Zwei kleine Mädchen, die der Küster auf Veranlassung Werner's damit betraut, bestreuten den Weg mit Blumen. Fritz hatte sich zwar mit aller Kraft gewappnet; aber er bebte doch, als die Braut mit klarer Stimme das „Ja!" sprach, das sie für immer an den Gatten kettete. Es gelang ihm jedoch, äußerlich Fassung zu bewahren. Ein Blick auf die stattliche Christine unterstützte ihn in dem wahrhaft heroischen Bemühen.

Die Ceremonie, einfach und darum erhebend, war zu Ende. Fritz war der Erste, der den Neuvermähl'en den Glückwunsch brachte. Bodo umarmte und küßte den Bruder. Marie konnte sich nicht enthalten der Freundin einen herzlichen Kuß auf die Lippen zu drücken.

— Nun bist Du am Ziele! flüsterte Christine. Gebe Gott, daß Du den Schritt, den Du so eben gethan, nie bereuen mögest!

— Mich hat die reinste Liebe geleitet!

— Und darum wirst Du glücklich sein.

— Nimm meinen innigen Glückwunsch dagegen, Christine!

— Bewahre mir auch Deine Freundschaft . . .

— Sie wird ewig währen wie meine Dankbarkeit.

Der alte Werner hielt mit bewegter Stimme eine kurze Rede, auf die der Gutsherr durch eine Umarmung dankte. Der Pfarrer nahm freundlich Abschied und entfernte sich. Jetzt bestieg das Ehepaar den ersten Wagen, die Uebrigen nahmen in dem zweiten ihre Plätze. So hatte es Werner angeordnet und Alle mußten sich fügen, obgleich Marie wünschte, daß die Brautjungfer bei ihr bliebe.

Im Wagen sagte der Alte:

— Die jungen Eheleute müssen allein sein, müssen sich aussprechen; die ersten Stunden nach der Trauung sind ein gar ernster Zeitabschnitt. Da öffnen sich die Herzen und die Gelübde werden wiederholt, die der Mund am Altare ausgesprochen.

— Sie haben Recht, meinte Fritz; in Ihrer Anordnung liegt große Zartheit . . . ich pflichte Ihnen bei.

Und zugleich drückte er die Hand seiner Nachbarin als ob er sagen wollte: „Ich freue mich, daß ich an Deiner Seite sitzen kann.

Die Wagen hatten das Pflaster der Stadt schon verlassen, sie rollten leicht und rasch auf der ebenen Landstraße weiter.

Christine war von der besten Laune beseelt, sie nahm die Hälfte ihres Blumenstraußes und befestigte sie auf der Brust des Inspectors.

— Nun sind auch Sie ein Bräutigam! rief sie scherzend.

Sie wollte durchaus eine heitere Unterhaltung beginnen, um den Ernst des Geliebten zu verscheuchen.

Fritz, der die gut gemeinte Absicht wohl erkannte, ging darauf ein.

— Ein Bräutigam ohne Braut! antwortete er seufzend.

Der Buchhalter meinte lächelnd:

— Ihnen kann es doch wahrlich nicht an einer Braut fehlen!

— Warum mir?

— Sie hätten längst müssen verheirathet sein.

— Verschaffen Sie mir eine Frau Werner!

— Braucht der Inspector Granfeldt einen Freiwerber?

— Vielleicht!

— Nein, der Kuppler bedienen sich nur solche Leute, die entweder aus der Heirath ein Geschäft machen oder eine Frau durch eigene Kraft nicht erhalten können. Ich würde Sie beleidigen, lieber Freund, wollte ich auf Ihren Antrag eingehen. Sie bedürfen eines Vermittlers nicht, wo Fritz Granfeldt anklopft wird ihm aufgethan. Aber er ist ein Sonderling, er will nicht anklopfen. Da wird er wohl ein alter Junggeselle werden, den der Griesgram aufzehrt. Was meint Fräulein Christine dazu?

Nach einem tiefen Seufzer, den sie halb komisch halb ernst ausgelassen, antwortete Christine:

— Ich kann keine Meinung haben über diesen Punct, Herr Buchhalter!

— Warum nicht?

-- Weil ich nicht verheirathet bin.

-- Ah so, so! rief lachend der alte Herr.

— Da müßte es scheinen als ob ich für die Mädchen und speciell für mich Propaganda machte.

— Sie besitzen einen bewunderungswürdigen Tact!

— Ich will meiner selbst wegen geschätzt sein und wer mich heirathen will mag sich die Mühe geben, mich näher kennen zu lernen.

— Das sind gesunde Ansichten!

— Sie selbst sind ja verheirathet gewesen, Herr Buchhalter, nicht wahr?

— Leider ja! seufzte, der Alte.

— Wie, fragte Fritz, Sie bedauern es?

— Ich verhehle es nicht, daß ich unglücklich verheirathet war. Und worin hatte dies seinen Grund? Weil ich dem Rathe einer Tante folgte, die nur in Geldheirathen Heil erblickte. Ich war ein junger Kaufmann, der den Drang verspürte sich selbst-

ständig zu machen; dazu gehörte vor allen Dingen Geld. Da fand sich ein hübsches Mädchen, die einzige Tochter eines Vaters, der als Rentier von den Zinsen eines bedeutenden Kapitals lebte. Dies war die Frau, mit der man mich verkuppelte. Ich griff rasch zu, da ein großes Vermögen in Aussicht stand. Der Schwiegerpapa zahlte ein kleines Betriebskapital und ich etablirte eine Handlung. Der Frau zu Liebe ging ich weit über meine Kräfte und dem Schwiegersohne eines reichen Mannes gab man unbegrenzten Credit. Ich nahm ihn an, weil ich auf den Schwiegervater rechnete. Da ward das Kapital zu klein für den Umfang meines Geschäfts. Die Frau, an ein gutes Leben gewöhnt, brauchte viel und ich nahm wenig ein. Als ich von Einschränkung sprach ward ich ausgelacht. Ich forderte Zuschuß von dem Schwiegervater, der mir mit seltener Hartnäckigkeit verweigert wurde. „Ich kann mein Kapital nicht angreifen, war die Antwort, ich muß von den Zinsen leben. Wenn Du unfähig bist Geschäfte zu machen, hättest Du nicht heirathen sollen.“ Ich begriff zwar die Richtigkeit dieses Satzes, aber geschehene Dinge ließen sich nicht ändern. Da brachte mich ein Gläubiger in Wechselhaft . . . auch dies rührte den Schwiegervater nicht. Ich mußte Bankerot machen, um nicht jahrelang in Haft zu bleiben. Es kam zur Scheidung . . . ich willigte gern ein, da ich meiner herz- und gemüthlosen Frau satt war. Hätte sie noch ein zehnmal größeres Vermögen erben können, ich würde nicht bei ihr geblieben sein. Nun diente ich wieder als Commis und kam endlich zu dem Amtsrathe Peter Hauswald, der mir die Buchführung übertrug.

— Was ist aus Ihrer Frau geworden? fragte Christine.

— Sie hat sich wieder verheirathet.

— Mit wem?

— Mit einem Theologen, der auf eine Pfarre wartete. Dieser Mann hieß Haas . . . er hat richtig das Vermögen seiner Frau durchgebracht, das sie von dem Vater erbte. Haas

war mit dem verstorbenen Schulmeister Hattorf verschwägert, ich glaube er war der Bruder der jetzigen Witwe. Die einzige Tochter, Friederike Haas, soll in sehr bedrängten Verhältnissen leben. Wenn ich nicht irre ist sie auch mit dem Pfarrer Stöcker in Groß-Wideborn verwandt, der sich wenig um sie zu kümmern scheint. Da haben Sie meine Geschichte, die eben so kurz als erbaulich ist. Ich stimme nie für eine Geldheirath, die in den meisten Fällen ein klägliches Ende nimmt.

Nun trat eine Pause ein, die durch lautes Vivatrufen unterbrochen ward. Die Wagen fuhren in den Hof von Groß-Radeck. Am Thore standen sämmtliche Knechte und Mägde von beiden Gütern, die unter Commando des alten Andreas weidlich ihre Lungen anstrengten. Das Thor war bekränzt und vor dem Hause prangte eine in aller Eile errichtete Ehrenpforte. Blätter und Blumen bildeten eine dichte Decke auf den Stufen der Treppe. Der Erste, der die Arme nach Marien ausstreckte, war Richard. . . . wie erschreckt fuhr er zurück, als er den Kranz und den Schleier der jungen Frau erblickte. Die Wärterin, die ihn auf dem Arme trug, meinte, er erkenne Madame Granfeldt nicht. Marie neigte sich und küßte erregt die blühenden Lippen des Knaben. Dann nahm sie ihn auf den Arm und stieg die Treppe hinan, freundlich dankend nach allen Seiten. Christine folgte ihr.

— Was haben Sie gethan, Alter? fragte Bodo vorwurfsvoll, als Andreas auf der Hausflur ihm gratulirte.

— Herr Granfeldt, ich konnte es nicht verhindern; die Leute wollten zeigen, daß sie Ihnen gut sind.

— Es ist mir nicht recht, Andreas; die größte Ruhe wäre mir lieber gewesen.

— Lassen Sie doch, Herr Granfeldt . . .

— Eine Festlichkeit wird nicht stattfinden; dafür aber werden Sie jedem Arbeiter und jeder Magd zwei Thaler geben, die der Buchhalter Ihnen einhändigen wird. Fertigen Sie die Liste

an. Nun sorgen Sie, daß jede laute Demonstration, so gut sie auch gemeint sein möge, unterbleibe. Sie verstehen mich, Andreas!

— Ja wohl, Herr Granfeldt.

— Ich mache Sie verantwortlich für die Vollziehung meines Befehls.

Andreas verneigte sich.

Bodo betrat den Saal.

Die junge Frau, noch im Brautstaate, beschäftigte sich mit dem Knaben. Sie eilte dem Gatten entgegen.

— Bodo, sagte sie mit bewegter Stimme, vor dem Altare habe ich Dir ewige Liebe und Treue gelobt . . . hier versichere ich, daß ich unserm Richard eine wahre Mutter und eine gewissenhafte Erzieherin sein werde. Nichts in der Welt soll mich abhalten . . .

— Sprich kein Wort weiter, liebe Marie; ich kenne Deine Hingebung und weiß, welch ein großer Schatz mir heute geworden ist.

Er nahm den Knaben auf den Arm.

— Von heute an, Richard, nennst Du Marien „Mutter"; sei ihr gehorsam und liebe sie.

Während den Vorbereitungen zur Tafel blieben die Neuvermählten in dem Zimmer, das an den Saal grenzte, allein. Marie legte ihr kranzgeschmücktes Haupt an die Brust des Gatten.

— Ich danke Dir, Bodo, flüsterte sie zärtlich, ich danke Dir! Du hast meine Ehre hergestellt . . .

— Ach, Marie, ich habe nicht nur meine Pflicht erfüllt, ich bin auch dem Drange des Herzens gefolgt, der mich trieb, unsern Bund für das Leben fest zu schließen. Schlage mein Verdienst nicht zu hoch an, wenn ich überhaupt eines Verdienstes mich rühmen kann.

— Du hast Dich über Herkömmlichkeiten hinweggesetzt, hast mit der Meinung der Menge einen Kampf begonnen . . .

— Aus dem ich siegreich hervorgehen werde.

— Man wird Dich falsch beurtheilen, Bodo!

— Was kümmert's mich?

-- Und mir wird man nachsagen, ich habe List und Verschlagenheit angewendet ...

— Du bist meine Frau, mein liebes Weib, ich kenne Dich besser als alle jene Leute, die in trauriger Verblendung den Stein auf uns werfen. Mag draußen das Wetter toben, wenn nur in unseren Herzen und in unserm Hause die Sonne scheint. Das Gesetz und die Kirche haben unsern Bund anerkannt ...

Marie unterbrach ihn ganz leise:

— Aber Sidonie?

— Wir haben nicht ohne ihre Zustimmung gehandelt.

— Sie sieht auf uns herab!

— Und wird sich über ihr eigenes Werk freuen, denn unsere Ehe ist ihr Werk.

— Bodo, ich muß Dich mit jedem Tage mehr achten und lieben, ich muß Dich bewundern! Habe Nachsicht, wenn ich Dir die erste Gattin nicht ganz ersetzen kann .., Sidonie war ein Engel ... ich habe sie beobachtet und werde sie mir zum Muster nehmen. Durch treue aufopfernde Liebe werde ich mich des Vorzugs würdig zeigen, die Nachfolgerin Sidonien's zu sein. Ich weiß, mir ist eine schwere Aufgabe geworden; aber wenn Du Nachsicht übst und Gott mir seinen Beistand nicht versagt, werde ich sie einigermaßen lösen können. Mit den besten Vorsätzen bin ich an den Altar getreten, ich habe mich zuvor lange geprüft ...

— Herrliche Marie, ich fordere kein Bekenntniß von Dir! Aber hast Du irgend einen Wunsch, den Du erfüllt sehen möchtest und den zu erfüllen ich im Stande bin, so sprich ihn heute aus ...

— Ich habe nur den einen: erhalte mir Deine Liebe bis zum Grabe!

Ein langer inniger Kuß drückte die Gewährung dieses Wunsches aus.

Marie änderte mit Hülfe Christinens ihre Toilette. Dann commandirte Andreas zur Tafel, an der Christine, der Inspector, der Buchhalter und sämmtliche Verwalter theilnahmen. Werner, der heitere Alte, der die Geldheirathen verdammte, brachte den ersten Toast auf das Paar, das in reiner Liebe sich heute verbunden hatte. Er sprach nicht nur gut, er sprach auch mit tiefer Empfindung. Christine beobachtete den Inspector. Fritz hörte ruhig zu, dann stimmte er ungestüm in das Hoch mit ein, das sämmtliche Gäste dem Paare brachten. Er ging auch zu der Braut, stieß mit ihr an und flüsterte ihr einige verbindliche Worte zu. Nur Marie bemerkte es, daß der Inspector ihr nicht in das Auge blickte.

— Ich danke Ihnen, lieber Fritz! flüsterte sie ihm zu. Wenn ich von Keinem überzeugt bin, daß sein Glückwunsch von Herzen kommt, so bin ich es von Ihnen. Seien Sie mir stets ein guter Schwager, ein aufrichtiger Freund, dann wird das Glück, das ich in meiner Ehe finde, ein vollkommenes sein!

Fritz verneigte sich und machte Christinen Platz, die ihm gefolgt war. Die Freundinnen umarmten und küßten sich. Es gelang dem Buchhalter doch nicht ganz, eine frohe Stimmung hervorzubringen; die Unterhaltung hatte etwas Gedrücktes und oft verflossen Minuten, ohne daß Jemand ein Wort sprach. Als der Gutsherr sich erhob und so den Schluß der Tafel andeutete, war die Festlichkeit vorüber. Die jungen Leute entfernten sich und auch Werner ging, um das Geldgeschenk für die Knechte, Mägde und Domestiken zu besorgen. Der alte Andreas ward mit einigen Goldstücken bedacht. Eine Stunde später nahm Fritz Abschied, der dringende Geschäfte auf Klein-Radeck vorschützte.

— Heute noch? fragte Bodo.

Ein Kornhändler hat seinen Besuch angekündigt; der Mann

reist durch unsere Gegend . . . ich kann ihn nicht warten lassen oder wohl gar abweisen.

— So wirst Du wenigstens zur Abendtafel wiedereintreffen und unsere Brautjungfer heimführen.

— Das kann geschehen.

Fritz verließ den Saal, bestieg sein Pferd und sprengte davon. Christine mußte zurückbleiben. Man trank den Kaffee im Garten und machte Spaziergänge, da das Wetter gegen Abend prachtvoll ward. Auch der Buchhalter erschien wieder, er schilderte die freudige Ueberraschung der Leute und den Pathos des alten Andreas, der wie der Gutsherr selbst sich geberdet hatte, als er die Spenden austheilte. Man hatte ihm durch ein lautes „Vivat Andreas!" gedankt.

— Dem guten Alten, sagte Bodo, wird es nun schwer, seinen Dienst zu verrichten; ich werde ihn in den Ruhestand versetzen.

— Dadurch, Herr Granfeldt, werden Sie ihn kränken, meinte Werner. Er hält sich immer noch für den Tüchtigsten auf dem Gute.

— Es ist wahr, sagte Marie; mir fällt es stets schwer, einen Dienst von dem würdigen Alten zu fordern, da ich um das Dreifache jünger bin als er

— Wie alt ist Andreas? fragte Christine.

Werner übernahm die Antwort.

— Andreas muß sieben oder achtundsechzig Jahre zählen. Als ich in den Dienst des Amtsraths Hauswald trat, war der Kammerdiener schon ein gesetzter Mann. O, ich erinnere mich seiner noch sehr genau. Damals verwaltete er das ganze Hauswesen und der Amtsrath zog ihn bei allen Dingen zu Rathe. Freilich, Andreas hat manche Eigenheit seines Herrn beibehalten, aber er ist doch eine treue, rechtschaffene Seele, die nach langer Dienstzeit eines ruhigen Lebensabends würdig ist.

— Werner, sagte der Gutsherr, ich werde den Alten zum Haushofmeister ernennen, damit er die Livree ablegen kann.

— Der Gedanke ist gut! Wenn Sie Andreas durch ein Avancement aus seinem Posten entfernen, wird er sich fügen, er wird sich selbst geschmeichelt fühlen. Ein Wirkungskreis für ihn läßt sich schon beschaffen.

Man besprach die Angelegenheit. Es ward beschlossen, daß Marie ihm die Ernennung am Hochzeitstage verkünden sollte.

— Die erste Amtshandlung der neuen Gutsherrin! fügte Bodo hinzu, der seine Gattin am Arme führte.

Die Gesellschaft ging in den Saal zurück, um die kleine Feier zu vollziehen. Werner holte den Alten aus der Küche, wo er die Vorbereitungen zur Abendtafel leitete. An der Hand des Buchhalters trat er in den Saal. Andreas war ein stattlicher Greis; heute, da seine vollen Wangen ein wenig geröthet waren, sah er jünger aus. Nur das trübe, matt blickende Auge verrieth das hohe Alter. Seine weiße Halsbinde, das Jabot, das einer längst entschwundenen Zeit angehörte, und die weiße Piketweste waren äußerst sauber gehalten. Die hellbraune Livree mit großen Silberknöpfen war ihm ein wenig zu eng geworden. Der Greis hatte zur Verherrlichung des Festes Alles gethan, er hatte selbst die schwarzen Kniehosen, weiße Strümpfe mit braunen Zwickeln und die Schuhe mit Schnallen angelegt. So stand er kerzengerade vor dem Ehepaare. „Was befehlen Sie, Herr Granfeldt?" fragte er ceremoniell.

— Meine Frau, lieber Andreas, hat Ihnen eine Mittheilung zu machen.

Und Marie verkündete ihm die Ernennung zum Haushofmeister.

— Wir feiern heute also einen doppelten Festtag, schloß sie. Mir bereitet es große Freude, daß Sie gerade heute den Lohn für treu geleistete Dienste empfangen. Mein Ehrentag erhält dadurch eine noch größere Bedeutung.

Andreas stand einige Augenblicke sprachlos da.

— Madame Granfeldt, stammelte er bewegt, erzeigt mir eine große Wohlthat. Ich bin zwar nicht jung mehr, aber meine Kraft ist noch ungeschwächt, ich kann tüchtig arbeiten . . .

— Das wissen wir, lieber Andreas. Unser Haushalt vergrößert sich, wir müssen einen Haushofmeister haben, müssen Ihren Wirkungskreis erweitern, sagte der Gutsherr. Sie führen die Oberaufsicht über das ganze Hauswesen und sind Niemanden als meiner Frau Rechenschaft schuldig, der Sie in allen Stücken zur Seite stehen werden. Dafür beziehen Sie einen Gehalt von zweihundert Thalern.

Der Buchhalter reichte ihm die Hand.

— Ich gratulire, Herr Haushofmeister!

Auch Christine näherte sich ihm.

— Nehmen Sie meinen Glückwunsch, Herr Haushofmeister!

— Danke! Danke! Herr Granfeldt, ich bin nicht stolz, das weiß Gott; ich ziehe auch ungern die Livree aus, die mir in den fünfzig Jahren, daß ich sie trage, lieb und werth geworden ist . . .

— Fünfzig Jahre! riefen erstaunt die Anderen.

— Gerade heute sind es fünfzig Jahre, daß ich in die Dienste des Herrn Hauswald trat.

— Heute? fragte Marie.

— Ja, heute an Ihrem Trauungstage.

— Andreas, sagte der Gutsherr vorwurfsvoll, und Sie haben mir keine Andeutung davon gegeben.

— Verzeihen Sie, Herr Granfeldt . . .

— Sie feiern heute ein seltenes Jubiläum. Ich möchte Ihnen zürnen, Andreas!

Von Neuem wurden Glückwünsche laut. Der Buchhalter richtete eine kurze Anrede an ihn und pries die Dienertreue, die der Alte so lange bewährt hatte. Dann umarmte er ihn. Bodo schüttelte ihm herzlich beide Hände. Marie selbst rief die

Domestiken herbei, die sich gerade in der Nähe befanden. Dann sprach sie die Ernennung noch einmal aus, forderte, daß man Andreas ferner „Haushofmeister" nenne und lud Alle zu einem Abendessen ein, das der Jubilar geben würde. Durch dieses Ereigniß gewann der Hochzeitstag an Leben und Mannigfaltigkeit. Marie und Christine trafen sogleich Vorbereitungen. Küche und Keller waren gut bestellt . . . es war leicht, eine Tafel mit Speisen und Getränken zu besetzen. Der Buchhalter Werner zog den Alten, der wie betäubt dem Treiben zusah, bei Seite.

— Andreas, flüsterte er, bereiten Sie Ihrem Herrn eine Freude.

— Wie kann ich das?

— Auf die einfachste Weise. Herr Granfeldt will Sie dadurch ehren, daß Sie die Livree ablegen . . . kommen Sie seiner Absicht entgegen. Fehlt es Ihnen an Garderobe, so biete ich Ihnen die meinige an.

— O, ich habe genug, lieber Herr Werner! entgegnete der Greis, dessen Augen lebhaft zu blitzen begannen. Ich kann mich dreimal völlig umkleiden. Sie wissen ja, daß Herr Hauswald mir seine Garderobe hinterlassen hat.

— So kommen Sie.

— Wohin?

— Führen Sie mich in Ihr Zimmer.

— Warum denn?

— Ich helfe Ihnen beim Ankleiden.

Die beiden Greise verschwanden. Nun entfaltete sich eine große Thätigkeit im Saale; die Granfeldt selbst leitete. Marie und Christine waren in der Küche beschäftigt. Die Mägde trugen Teller, kalte Speisen, Weinflaschen und Gläser herbei. Alle wetteiferten, dem neuen Haushofmeister eine Freude zu bereiten. Der Gärtner Braun entfernte sich mit Richard, um einen Blumenstrauß zu winden. Im Hofe standen die Knechte

und unterhielten sich über das Ereigniß, sie warteten auch auf die Einladung, von der sie schon gehört hatten.

So mochte ein Stündchen verflossen sein. Da wurden Alle in den Saal gerufen. Arbeiter, Knechte und Mägde überschritten ehrerbietig die Schwelle. Ihre staunenden Blicke ruheten auf der langen Tafel, die mit kalten Speisen, Gläsern und Flaschen wie besäet war. An der Spitze der Tafel stand ein mit Blumen besetzter Lehnstuhl, es war derselbe, den Christine für die Braut hergerichtet hatte. Nun sollte er der Ehrenplatz des Jubilars sein. Granfeldt, Marie und Christine luden die Leute zum Sitzen ein. Bald waren die Reihen gebildet, rothwangige Mägde und Knechte, alle im Sonntagsstaate, saßen bunt durcheinander. Alte Arbeiter mit schwieligen Händen bildeten eine für sich bestehende Gruppe. Und in Aller Blicken leuchtete die Freude und die Begehrlichkeit nach dem leckern Mahle, das ihnen noch nie aufgetischt worden war. Die Tafel bot einen rührenden, fast erhebenden Anblick. Der Gutsherr bediente heute seine Leute, die das ganze Jahr für ihn arbeiteten, heute an seinem Vermälungstage! Die junge reizende Frau stand ihm dabei treulich zur Seite; sie ordnete, wo es nöthig und flüsterte den Leuten, die vor lauter Ehrfurcht sich dem Tische nicht zu nahen wagten, freundliche Worte zu. Christine war überall, vorzüglich bei den Mägden, von denen mehrere mit ihr die Schule besucht hatten. Es läßt sich denken, daß die schön geschmückte Tochter des Hofmeisters von Klein-Radeck, die heute als Brautjungfer bei der Gutsherrin fungirt hatte, das allgemeine Interesse in Anspruch nahm. Christine benahm sich freundlich und herablassend, sie drückte den Freundinnen die rauhen Hände und fragte sie nach ihrem Befinden.

Plötzlich ward die Thür des Saales geöffnet.

Werner führte den Jubilar ein.

Man würde ihn kaum erkannt haben, wenn nicht ein großer Blumenstrauß seine Brust geschmückt hätte.



Andreas trug einen braunen Frack mit Goldknöpfen, dessen Schnitt lange, lange schon aus der Mode war. Seine weiße, etwas gelbliche Weste hatte einen hohen gestickten Kragen, der über den des Rockes emporragte. Das weiße Halstuch und das Jabot waren dieselben, die der Alte während des Tages getragen. Die schwarzen Kasimirhosen schmiegten sich eng an und reichten bis über das Knie. Zwischen den glänzenden Stiefelschäften und den Hosen zeigten sich weiße Strümpfe, die durch glänzende Schnallen gehalten wurden. Der alte Hauswald, der Sonderling, dessen sich die jungen Leute noch deutlich erinnerten, schien aus dem Grabe erstanden zu sein. Nichts fehlte, als der niedere Hut mit breiter Krämpe und der lange Rohrstock, der Schrecken der lärmenden Schuljugend, die Hauswald oft drohend zur Ruhe verwiesen.

Die Tafelrunde erhob sich und stimmte in das Hoch ein, das der Gutsherr seinem treuen Diener brachte.

Andreas konnte nicht antworten, er ließ mit sich geschehen, was Werner zu thun für gut befand. Dieser führte den Jubilar zu dem Ehrenplatze. Der Gutsherr nahm seine goldene Uhr sammt Kette und überreichte sie Andreas.

— Der Haushofmeister, sagte er dabei, hat auf Ordnung und Pünctlichkeit zu halten, er muß stets wissen, was die Glocke geschlagen hat; nehmen Sie, Herr Haushofmeister, dies als Andenken an den heutigen Tag und möge Ihnen der Zeiger der Uhr Ihres Herrn nur andeuten, daß Sie frohe und glückliche Stunden verlebt haben!

Er legte dem Alten die Kette um den Hals.

Jetzt erhob sich Andreas und sagte mit lauter Stimme:

— Dank, Herr Granfeldt, tausendmal Dank! So oft ich nach der Uhr sehe, werde ich mich Ihrer Güte erinnern und darum kann ich nie vergessen, was ich Ihnen schuldig bin. Der Gutsherr soll leben und seine junge Frau!

Ein schallendes Hoch folgte diesen Worten.

Nun begann der Schmauß.

Granfeldt trat mit dem Buchhalter bei Seite.

— Werner, ich habe einen ernsten Gang vor.

— Ich kann ihn errathen, Herr Granfeldt.

— Bleiben Sie bei meinen Leuten.

— Gern!

— Es braucht Niemand zu wissen, wohin ich gehe.

— Verlassen Sie sich auf mich, lieber Herr.

— Sorgen Sie für die Unterhaltung der Leute.

— Es soll an Nichts fehlen.

Marie hatte mit Christinen eine kurze Unterredung gehabt. Beide Freundinnen trennten sich, nachdem sie sich geküßt hatten. Richard erhielt Anweisung, bei Christinen und Werner zu bleiben.

Fünf Minuten später verließen die Eheleute das Haus, sie gingen durch den Park aus der Gitterthür und schlugen den Weg ein, der nach dem Dorfe führte.

Marie trug einen einfachen Strohhut und einen leichten dunkeln Mantel.

Die Dämmerung war angebrochen. Ein schöner, lauwarmer Herbstabend begann sich auf die Erde herabzusenken, auf der sonntägliche Stille herrschte. Die weiten Ackerflächen, die sich rechts ausbreiteten, schimmerten grauweiß, so weit das Auge reichte. Die Luft war ruhig, kein Blatt regte sich an den Bäumen, die vereinzelt am Wege standen. Nirgends zeigte sich ein Mensch, es war, als ob die Gegend ausgestorben sei.

— Nun, Marie, sagte Bodo, ihren Arm an sich drückend, bist Du mein Weib. Mag der Pfarrer da drüben noch so viel eifern, er kann das Band nicht mehr zerstören, das die Kirche heute gesegnet hat.

— Bodo, Du hast mir eine Genugthuung verschafft . . .

— Wie ich sie Dir und mir schuldig war. O, meine Gattin, mein liebes Weib!

Marie neigte sich zur Seite und bot ihm den blühenden Mund zum Kusse.

— Du weinst, Marie?

— Ich kann es nicht verbergen.

— Man sagt, daß die Thränen einer Braut am Hochzeitstage nichts Gutes bedeuten. Fasse Dich doch, Marie!

— Die arme Sidonie schwebt mir so lebhaft vor dem Geiste; mir ist, als ob ich ihre ganze Person sähe und ihre weiche Stimme hörte.

— Ach, Sidonie! seufzte der Gatte. Die Gute hat mir ihr Ebenbild hinterlassen, in Dir, Marie! Ich glaube sie zu führen, glaube sie zu küssen . . .

— Weil ihr Segen auf uns ruht! Wir handeln in ihrem Sinne und ehren ihr Andenken.

— Dadurch, daß wir uns treu und innig lieben, wie sie es will. Mögen die Menschen eine Rücksichtslosigkeit in unserm Verfahren erblicken, wir wissen ja, was wir thun und können es verantworten.

Nun gingen sie still weiter.

Bald standen sie an der Treppe, die zu dem Friedhofe hinanführte.

— Es wird schon recht dunkel! meinte Marie.

— Fürchtest Du Dich?

— Nein, o nein! Nur ein Gefühl der Bangigkeit beschleicht mich, weil ich nie um diese Zeit den Friedhof betreten habe.

Sie umklammerte mit beiden Händen seinen Arm und ließ sich die Stufen hinanführen. Da lag das Feld des Todes mit seinen Hügeln ausgebreitet. Das Kirchlein erhob sich wie ein großes Grab, auf dem der stumpfe Thurm das Monument bildet. Es schlug acht Uhr. Man hörte zugleich das Knarren des Räderwerks der alten Maschine und das Geräusch des Hammers, der die Glocke berührte. Das Schulhaus konnte man nicht erblicken, da es hinter der Kirche lag. Die Abendstille war hier eine

doppelte, eine tiefe fast unheimliche Ruhe. Die einzelnen Bäume, die sich hier und dort erhoben, glichen starren schwarzen Gruppen, welche trauernd auf die Gräber herabsahen. Einzelne Grabmale schimmerten weißlich durch die mit jeder Minute zunehmende Dämmerung. Von dem tiefblauen Himmel herab schimmerten die Sterne, ohne eigentlich Licht zu verbreiten; es schien als ob sie weit, weit zurückgetreten wären, um den dunkeln Schleier nicht zu zerreißen, der die Ruhestätte der Todten deckte.

Bodo führte seine Gattin zu dem Erbbegräbnisse der Gutsherrschaft. Es war dies ein Stück Mauer, mit einigen Säulen geziert, vor dem sich die Gräber befanden, abgeschlossen durch ein niederes Eisengitter. Der Grabhügel Sidonien's war schon mit Gras bewachsen, aus dem sich das weiße Alabasterkreuz leuchtend im Halbdunkel erhob. Die beiden Gatten knieten neben dem Gitter nieder. Sie beteten. Marie brach in lautes Weinen aus.

— Versage mir Deinen Segen nicht, verklärte Freundin! schluchzte sie. Ich werde mütterlich Deinen Sohn erziehen und treu den Mann lieben, den Du geliebt hast! Amen!

Bodo hatte diese Worte gehört.

— Amen! Amen! rief er leise.

Er erhob sich und zog auch Marien empor.

— Sieh' den Kranz! flüsterte sie.

— Wo?

— Auf dem Gitter. Und dort ist ein zweiter . . .

— Wer mag ihn gebracht haben?

— Ich weiß es nicht. Und Du, Bodo?

— Der Gärtner sollte Winterblumen bringen . . .

— Vielleicht hat Christine es befohlen.

— Was wir unterlassen ist von fremder Hand geschehen.

Bodo übersah mit scharfen Blicken die Grabstätte. Jetzt erst bemerkte er, daß das Alabasterkreuz beschädigt war. Der Zufall

konnte dies nicht bewirkt haben, es mußte durch eine ruchlose Hand geschehen sein. Der Gutsherr bekämpfte seine Entrüstung; er wollte das, was er deutlich bemerkt, seiner jungen Frau geheim halten. Aber auch Marie entdeckte, daß ein Arm des Kreuzes auf dem Grabe lag. Sie stieß einen lauten Schrei aus.

— Dort! dort! rief sie.

— Komm', Marie, es ist nicht gut, daß wir länger bleiben.

— Ueberzeuge Dich doch, Bodo!

— In der Dunkelheit erscheinen die Gegenstände anders ... das Auge unterscheidet nicht deutlich ..

— O, auch Du hast den Frevel schon entdeckt ...

— Ich lasse ein neues, noch schöneres Monument errichten.

— Und an unserm Hochzeitstage ist der Frevel verübt ... Bodo, das ist von böser Vorbedeutung!

— Wir werden den Ruchlosen schon entdecken, dem die Ruhe der Todten nicht heilig ist. Folge mir, Marie, folge mir!

In den Blättern der Hecke, die den Friedhof von dem Felde trennte, raschelte es, als ob ein Wild sich den Durchgang bahnen wollte. Dann war es still. Die erschreckte Marie hatte sich fest an den Arm ihres Gatten geklammert.

— Wer ist da? rief Granfeldt.

Es erfolgte keine Antwort. Die Frage verklang in dem weiten Raume des Feldes.

Jetzt regte sich das Geräusch stärker, es war als ob Zweige zerbrochen würden. Das Auge konnte indeß einen lebendigen Gegenstand nicht entdecken.

— Wer ist da? wiederholte der Gutsherr.

Ein heiseres Lachen antwortete.

Marie schrak heftig zusammen. Bodo wollte nach der Hecke eilen; sie hielt ihn gewaltsam zurück.

— Frevler, Frevler! rief er zornig.

— Du bist der Frevler, antwortete eine Stimme! Du hast

nicht nur das Grab, Du hast das Andenken eines Engels geschändet!

— Elender!

— Die Vergeltung bleibt nicht aus! Bete Tag und Nacht, Du bist der Strafe des Himmels verfallen!

Nun war es still.

— Ein Wahnsinniger treibt hier sein Wesen! sagte Bodo, der trotz seines Muthes doch leise zitterte. Vielleicht auch hat diese Scene ein Feind herbeigeführt, in dessen Brust sich der Neid regt.

Marie vermochte kaum noch sich aufrecht zu erhalten; sie glaubte die Stimme des Inspectors erkannt zu haben. Dem leidenschaftlichen und zugleich überspannten Manne war ja Alles zuzutrauen.

Bodo schleppte gewaltsam die schwankende Marie mit sich fort. Er ging um die Kirche und erreichte das Schulhaus. Die beiden Fenster des Zimmers, das Straßberg bewohnte, waren erhellt. Der Gutsherr klopfte. Gottlieb öffnete und fragte überrascht, wer noch so spät da sei?

— Ich bin es, Granfeldt, der Gutsherr.

Gottlieb verließ hastig das Fenster und trat aus der Thür.

— Was steht zu Diensten, Herr Granfeldt? fragte er eifrig.

— Man hat das Alabasterkreuz auf meinem Erbbegräbnisse zertrümmert.

— Unmöglich, lieber Herr!

— Es ist wie ich Ihnen sage. Auch ist der Rasen aufgerissen ...

Gottlieb konnte vor Bestürzung kaum sprechen.

— Herr Granfeldt, stammelte er, das wäre ein Verbrechen, dessen Urheber nicht stark genug bestraft werden kann.

— Ist Ihnen nichts Verdächtiges aufgefallen?

— Nein! Ich bin seit sechs Uhr zu Hause.

— Ich bitte Sie um einen Dienst, Herr Straßberg, den ich Ihnen nach Kräften lohnen werde.

— Bestimmen Sie über mich, lieber Herr; ich bin zu Allem erbötig.

— Wachen Sie über mein Erbbegräbniß so viel es Ihnen möglich ist; jede Wahrnahme, die Sie in Bezug auf den Frevel machen, berichten Sie mir. Beachten Sie alle Leute, die den Friedhof betreten ... sondiren Sie in Ihren Kreisen ... Sie wohnen ja auf dem Friedhofe selbst... aus triftigen Gründen möchte ich den Frevel noch nicht zur öffentlichen Kenntniß bringen... beobachten Sie diesen Abend, diese Nacht...

— Verlassen Sie sich auf mich, Herr Granfeldt! versicherte Gottlieb. Ich werde Alles aufbieten, um ihnen zu dienen.

— Zählen Sie auf meine Dankbarkeit. Gute Nacht!

— Gute Nacht!

Das junge Ehepaar verließ den Friedhof.

Gottlieb kannte die Furcht nicht; er ging sofort um die Kirche und suchte das gutsherrliche Erbbegräbniß auf. Da sah er, daß wirklich das schwere Kreuz zerschlagen war. Ein Arm desselben lag neben dem Grabe. Der zweite Arm mochte den kräftigen Hammerschlägen Widerstand geleistet haben, denn er war nur leicht zersplittert. Gottlieb nahm den Stein und trug ihn in das Schulhaus, er wollte dadurch das Aufsehen vermeiden; daß in der Nacht der Frevler sich noch einmal zeigen würde, war nicht gut anzunehmen; der Schulmeister schloß das Fenster, las noch eine Zeit lang in einem Buche und ging dann zu Bett, nachdem er die Thür verriegelt hatte.

Bodo und Marie hatten sich beeilt das Gut zu erreichen. Sie gingen durch den Park und betraten die Veranda, wo sie einige Augenblicke ruhten. Durch die großen Fenster des Saales drang so viel Licht, daß die Veranda matt erhellt wurde.

— Marie, sagte Bodo, ich bitte Dich, zeige Ruhe und Fassung! das Geheimnißvolle des Bubenstreichs wird sich bald auf-

klären. Daß man die geweihte Stätte des Friedhofs benutzt, um uns Schaden zu bereiten, ist ein Umstand, der auf den Urheber hindeutet...

— Wen vermuthest Du? fragte Marie, Stirn und Augen trocknend.

— Der Pfarrer ist erbittert auf uns...

— Sollte der Mann so weit gehen, daß er diese kleinliche Rache übt?

— Er bauet wohl auf unsere Schwäche; Dich will er mit Vorurtheilen und Angst erfüllen, schon an unserm Hochzeitstage soll die Saat gesäet werden, die später traurige Früchte trägt. Das zertrümmerte Kreuz giebt den Bauern Anlaß zum Reden, es giebt dem Aberglauben Nahrung... Marie, ich appellire an Deine Bildung, an Deinen Verstand, an Alles . . .

— Bodo, es konnte ja Niemand wissen, daß wir das Grab Sidonien's heute besuchen würden.

— Aber doch vermuthen! Du wirst sehen, daß ich Recht habe. Unsere Verbindung ist Manchem ein Dorn im Auge. Peinigen wir uns heute nicht mit Vermuthungen . . .

— Lieber Freund, ist Dir die Stimme nicht bekannt vorgekommen, die zu uns sprach?

— Nein!

— Sie schien verstellt zu sein.

— Dies spricht für meine Annahme. Doch Du, Marie, glaubst Du die Stimme erkannt zu haben?

— Nein, nein! antwortete sie hastig. Es ist doch wohl möglich, daß Du Recht hast. Gehen wir in den Saal . . . ich sehne mich nach Richard.

Die Leute, die ihr Mahl vollendet, hatten sich schon entfernt. Werner, der dafür gesorgt, war der Meinung gewesen, daß die Neuvermählten Ruhe haben müßten. Einige der Knechte befanden sich in sehr aufgeregten Zustande. Auch der neue Haushofmeister hatte sich zurückgezogen, er bedurfte nach dem an-

strengenden Tage der Ruhe. Christine, Werner und Richard befanden sich allein in dem Saale, der auch schon geordnet war. Marien's Blicke suchten vergebens den Inspector. Ihr Verdacht mehrte sich; sie glaubte in Fritz, dessen Liebe sie verschmäht, einen erbitterten Feind zu haben. Nur mühsam konnte sie unbefangen erscheinen und an der Unterhaltung theilnehmen, die der heitere Buchhalter eingeleitet hatte. Erst nach einer Viertelstunde erschien Fritz. Mit erzwungener Heiterkeit grüßte er, sprach von dem vortheilhaften Geschäfte, daß er abgeschlossen und bat Christine, sie möge sich zur Heimkehr anschicken.

Christine kam dem Wunsche nach. Werner bestellte den Wagen. Ein Viertelstunde später fuhren Fritz und Christine ab. Auch der Buchhalter verabschiedete sich ... Die jungen Eheleute waren allein.

— Endlich, sagte Bodo! kann ich aufathmen; der Tag, den wir in aller Stille feiern wollten, ist ziemlich lebhaft vergangen. Ich sehne mich herzlich nach Ruhe. Gott sei Dank, daß der Sturm vorüber ist.

— Werden wir nun auch Ruhe haben? fragte Marie.

— Kleine Widerwärtigkeiten werden nicht ausbleiben. In unserm Innern, Marie, sieht es gut aus; alles Uebrige kümmert uns nicht.

Der Gutsherr führte die junge Gattin in das Boudoir, das, wie wir wissen, im ersten Stocke des Hauses lag.

Dies war der Trauungstag Bodo Granfeldt's.

---

2. Der Pfarrer und der Schulmeister.

Gottlieb Straßberg hatte umsonst sich bemüht, dem Frevler, der das Grab Sidonien's entweiht, auf die Spur zu kommen. Acht Tage später stand ein neues Kreuz auf dem Hügel, der mit

den prachtvollsten Herbstblumen bepflanzt war. Auch dies blieb unangetastet. Der Vorfall war doch bekannt geworden und die Bauern meinten, das Alabasterkreuz sei von selbst zersprungen, da die rasch vollzogene Heirath die im Grabe ruhende erste Gattin verletzen müsse. Die zweite Ehe des Gutsherrn könne nun und nimmermehr eine glückliche werden und der Pfarrer habe ganz recht gehandelt, indem er die Trauung abgelehnt. Was die Bauernklugheit ersann, malte der Aberglaube aus ... es verbreitete sich bald das Gerücht, man habe den Geist Sidonien's, der nicht Ruhe finden könne, auf dem Friedhofe gesehen. Der Schulmeister, der oft gefragt wurde, widersprach natürlich; aber seine Gründe fanden kein Gehör, die Bauern meinten, er müsse die Sache vertuschen, da er von dem Gutsherrn abhängig sei.

Die Spukgeschichte machte indeß dem jungen Manne keine Sorgen; es gab ganz andere Dinge, und zwar äußerst reale, die sein Herz schwer bedrückten.

Der Herbst war in's Land gekommen, die Blätter färbten sich gelb und die Obsternte war vorüber. Aus den Feldern holte man die Knollenfrüchte heim und die Stoppelfelder waren schon umgepflügt. Morgens und Abends zeigten sich dichte Nebel, die wie ein hellgrauer Schleier über der Erde lagen. Die Wetterpropheten, die Schäfer und Kuhhirten, verkündeten einen harten Winter. Es war auch zu Ende October schon recht kalt. Die Strohhütte des Obstwächters in Vater Kleemann's Garten existirte nicht mehr und die Gitterthür, die in das Feld führte, konnte wieder geöffnet werden, da Lieschen den Vater veranlaßt hatte, die Nägel herauszuziehen, damit sie endlich wieder den nächsten Weg zur Kirche einschlagen konnte.

Nur wenig Blätter saßen noch an der Laube, aber sie diente den Liebenden doch zum Stelldichein, da die herabhängenden Zweige in der Dämmerung genug Schutz gewährten.

Wir treffen Gottlieb eines Abends auf dem Wege zum Garten. Der Mond war aufgegangen und drückte die Nebel nieder, die nur noch tief über der Erde schwebten. Es war hell und kalt. Der junge Mann ging langsam, in tiefes Sinnen versunken.

— Gottlieb! rief leise eine Stimme.

— Ach, Lieschen!

— Willst Du denn an der Thür vorübergehen?

So fragte Lieschen, indem sie geräuschlos das Gitter öffnete.

— Fast wäre ich vorübergegangen, weil ich nicht auf die Hecke geachtet habe, die ohne Blätterschmuck ganz anders aussieht. Guten Abend mein liebs Kind!

Er schloß sie in die Arme und küßte ihr lange Mund und Wangen.

— Wie bist Du denn heute, Gottlieb?

— Ach, mir ist das Herz recht schwer.

— Warum denn?

— Ich habe mich nun selbst an die vorgesetzte Behörde gewendet und um definitive Anstellung gebeten; aber der Bescheid bleibt immer noch aus. Das ist kein gutes Zeichen.

— Ach Gott, so meint auch der Vater! seufzte das junge Mädchen. Es müßten da oben Hände im Spiele sein, die Deine Anstellung hintertreiben wollen.

— Daran zweifele ich nun nicht mehr.

— Wie stehst Du denn mit dem Pfarrer?

— Ich glaube, nicht auf dem besten Fuße.

— Du glaubst es nur?

— Er legt mir Nichts in den Weg, ist freundlich, so oft er mich sieht; aber er ist doch immer ein Vetter jener Friederike Haas, die zum Ueberflusse sich nun auch wieder im Schulhause eingefunden hat.

Lieschen konnte ihren Schrecken nicht verbergen.

— Die lange Friederike ist wieder da?

— Gestern Abend ist sie angekommen, angeblich, um die alte Tante zu pflegen, die leidend sein soll, sich aber sehr wohl befindet, wie ich aus verschiedenen Anzeichen erkenne. Mir ist das Verhältniß rechtig lästig.

— Das muß es wohl sein, Gottlieb; aber ertrage es mir zu Liebe, damit nicht Zank und Streit entstehe.

— Ich werde wahrlich die Ruhe nicht stören, schon Deines Vaters wegen, dem ich mein Wort gegeben.

— Ach, Gottlieb, was soll denn werden, wenn Du nicht angestellt wirst?

— Dann muß ich aus dem Schulhause, muß wieder nach der Stadt, woher ich gekommen bin.

— Und ich?

— Du bleibst bei Deinen Eltern.

Lieschen hob den Zipfel ihrer Schürze und trocknete die Thränen, die der Gedanke an Scheiden von dem Geliebten ihr erpreßten. Dem armen Gottlieb war das Herz so weich geworden, daß er mit ihr weinte.

— Läßt sich denn gar Nichts thun? fragte sie schluchzend. Giebt es denn keinen Ausweg?

— Ich weiß keinen! Mir bleibt Nichts als ruhig zu warten und den Dienst pünctlich zu versehen. Die Petition, die die Gemeinde eingereicht, scheint man kaum zu beachten . . . um so weniger wird man Rücksicht nehmen auf meine Eingabe.

— Höre, Gottlieb, da kommt mir ein Gedanke.

— Sprich ihn aus, Lieschen.

— Vater will immer noch nicht recht daran glauben, daß der Pfarrer Dir nicht wohl will.

— Auch ich kann es mir kaum denken, daß ein geistlicher Herr sich freundlich im Gesichte zeigt und hinterm Rücken feindselig handelt. Freilich kommt auf das Zeugniß meines nächsten Vorgesetzten Alles an, und wenn der Pfarrer mit der Gemeinde übereinstimmt, müßte die Anstellung nicht ausbleiben.

— Das habe auch ich mir gedacht. Gottlieb, verschaffe Dir Gewißheit über die Gesinnungen des Pfarrers, dem ich nun einmal nicht über den Weg traue. Nein, ich kann ihm nicht trauen, der Mann hat einen zu seltsamen Blick. Mir wird erschrecklich zu Muthe, wenn ich den langen Mann nur sehe. Und wenn er spricht kommt es mir immer vor als ob er predigte.

— Nun, Lieschen, was soll ich Deiner Meinung nach thun? fragte der junge Mann, indem er sanft ihre Hand ergriff.

— Du bist doch ein kluger Mann, Gottlieb, kannst reden wie ein Buch und hast Muth . . . gehe nach Groß-Wideborn und sprich ein ernstes Wort mit dem Pastor. Dann erfährst Du gewiß, was die Glocke geschlagen hat.

— Mir aus der Seele gesprochen, liebes Lieschen! Daran habe auch ich schon gedacht. Und gleich morgen werde ich nach Groß-Wideborn wandern.

— Gebe Gott, daß Du gute Nachricht bringst!

— Was aber beginnen wir, wenn ich schlechte bringe?

— Das weiß ich noch nicht.

— Lieschen, wenn wir uns trennen müßten . . .

Sie schauderte heftig zusammen.

— Sprich davon noch nicht, es ist zu schrecklich! Ach Gott, der Vater ist so reich, er braucht gar keinen Schwiegersohn, der eine Anstellung hat . . . Du könntest ja nur zu uns ziehen und in der Wirthschaft helfen, könntest die Schulmeisterei ganz an den Nagel hängen und Landwirth werden . . . Es giebt genug zu thun in unserm Hause . . . und mehr Geld als wir schon haben brauchen wir auch nicht. Gottlieb, ich lasse Alles im Stiche und gehe mit Dir, wenn der Vater uns nicht zusammengeben will. Jemehr ich über meine Lage nachdenke, jemehr finde ich, daß die Menschen grausam handeln. Da hat es Herr Granfeldt anders gemacht . . . er kümmert sich um das Gerede der Leute nicht und heirathet Marie Sellig, die er lieb hat.

Nun ist sie seine Frau und er lebt glücklich mit ihr. Nicht wahr, an der Spukgeschichte ist doch kein wahres Wort?

— Thorheit! murmelte Gottlieb.

—Hast Du denn die selige Frau Graufeldt auf dem Friedhofe gesehen?

— Einem vernünftigen Menschen kommen solche Erscheinungen nicht vor.

— Aber der Nachtwächter, der zugleich Todtengräber ist, will sie doch gesehen haben. Ich stand dabei, als er es dem Vater erzählte. Der alte Stopp schwört Stein und Bein, daß eine weiße Gestalt auf dem Grabe gesessen hätte, während er am Zaune vorübergegangen, um die Runde durch das Dorf zu machen. Der Vater schüttelte zwar den Kopf, aber mir scheint doch, als ob er an die Geschichte glaube.

— Wer weiß, was der Alte gesehen hat! Ich glaube nicht daran, und wenn Du klug bist, Lieschen, läßt Du die abergläubischen Leute reden, die bald wieder schweigen werden. Ich habe gestern in der Schule über den Aberglauben gesprochen und die Kinder belehrt, daß es Gespenster und Geister nicht gäbe. Warte noch acht oder vierzehn Tage und die Erscheinung, die der Nachtwächter gesehen haben will, ist vergessen.

— Ach, nun muß ich fort! seufzte Lieschen.

Sie warf sich ihm an die Brust.

— Lieschen, wüßte Dein Vater, wie lieb ich Dich habe, er würde nicht anstehen, Dich mir zur Frau zu geben.

— Warte nur, das sage ich ihm schon zur rechten Zeit! Er soll ganz gewiß erfahren, daß er mich elend macht, wenn er mich von Dir reißt. Uebrigens weiß er es ja noch nicht . . . Aber gehe morgen zu dem Pfarrer und bringe mir Abends um diese Zeit Nachricht. Ich warte auf Dich, darum bleibe nicht aus.

— Ich könnte ausbleiben? fragte Gottlieb schmerzlich. Da müßte mich auf dem Wege von Groß-Wideborn der Tod ereilen . . .

— Um Gotteswillen! flüsterte das Mädchen.

— Sonst komme ich ganz gewiß, um Dir zu sagen: Lieschen, ich liebe Dich, so lange ein Athemzug aus meinem Munde geht . . .

— Ach, Gottlieb, und ich kann nicht ohne Dich sein, ich möchte vergehen vor Angst, wenn Du nicht mit der Minute kommst!

— Fürchte Nichts, Geliebte, ich bleibe Dir treu bis in den Tod!

— Lieber, lieber Gottlieb!

Sie küßte ihn leidenschaftlich, riß sich los und entfloh aus der Laube. Gottlieb schloß sorgfältig die Thür und ging dem Dorfe zu.

— Ach, seufzte er, wie wird denn das noch enden! Da habe ich nun mir einen Schatz von Kenntnissen, habe mir das Vertrauen einer ganzen Gemeinde erworben, kann meinen Posten genügend ausfüllen . . . und nun treten mir kleinliche Intriguen entgegen, die selbst das Glück meines Herzens zerstören sollen. Ach, man möchte an die Aufrichtigkeit der Menschen gar nicht mehr glauben. Alle verfolgen eigennützige Zwecke und Einer sucht dem Andern zu schaden, wenn es sein Vortheil erheischt. Morgen gehe ich ganz gewiß zu dem Pfarrer.

Lieschen stand in dem Hofe neben der Küchenthür; sie trocknete mit der Schürze die Augen und strich das Haar glatt, das über der Stirn in Unordnung gerathen war.

— Es ist meine Schuld nicht, flüsterte sie, daß ich hinter dem Rücken der Eltern den Gottlieb sprechen muß. Aber ich werde bald Alles gestehen, und dann können sie mit mir machen was sie wollen.

Sie nahm ein Gefäß, ging in die Küche und beschäftigte sich dort.

— Wo bist Du denn, Lieschen? fragte der Vater, der an den Herd trat und seine Pfeife anzündete.

— Ich habe draußen zu thun gehabt.

— Bist Du nun fertig?

— Ja!

— So komm in die Stube.

— Was soll ich denn?

— Ich habe mit Dir zu reden.

— Wollte eigentlich noch zu dem Krämer gehen.

— Kannst es morgen besorgen, mein Kind.

— Es fehlt an Zucker und Kaffee.

— So schicke die Magd.

— Ist es denn so wichtig?

— Das will ich meinen.

— Nun, so werde ich gleich kommen.

In dem Alten mochte sich das Mißtrauen regen.

— Ich möchte nur wissen, was das Mädchen vor hat, sagte er zu seiner Gattin, als er die Stube betrat. Jetzt will es zu dem Krämer gehen . . . Anna, mir scheint, es steckt etwas dahinter.

Die Frau, die emsig strickte, sah über ihre Hornbrille hinweg und fragte:

— Was soll denn dahinter stecken?

— Ja, das eben möchte ich wissen!

— Lieschen hat keinen heimlichen Umgang.

— Der Teufel traue den Mädchen . . .

— Wenn etwas wäre, hätte sie es mir längst gesagt. Auch wüßte ich keinen Burschen, mit dem sie Umgang haben könnte.

— Mag sein was da wolle, ich muß heute Abend reinen Wein einschenken.

— Das kannst Du ja.

— Und dann mag sie sich darnach richten.

— Es ist auch das Beste, meinte die Mutter. Sei nur

nicht hastig, Ernst, sprich ruhig mit der Tochter und setze ihr die Vortheile auseinander . . .

— Soll geschehen, Anna; aber unterstütze mich und hilf zureden, wenn es nöthig sein sollte.

Kleemann ging schmauchend auf und ab.

— Ernst, sagte die Frau nach einer Pause.

— Was willst Du, Anna?

— Mir scheint, Lieschen kann den Inspector nicht leiden.

— Weil sie ein unverständiges Kind ist.

— Und weißt Du denn auch, ob der Inspector unser Lieschen mag?

— Ich weiß Alles, Frau! Du mußt mich doch wohl kennen . . . ich unternehme Nichts, von dem ich nicht weiß, daß es gut ausgeht. Diesen Mittag habe ich mit dem Inspector gesprochen.

— Du hast ihm doch wohl das Mädchen nicht angetragen?

Der Alte blieb vor seiner Frau stehen.

— Anna, hältst Du mich denn für so dumm? Kleemann braucht seine Tochter nicht auszubieten . . . dazu ist er zu stolz und zu reich. Der Inspector wird schon zugreifen, das hat er mir deutlich genug zu verstehen gegeben. Er ist mit seinem Bruder gar nicht zufrieden, und wenn er heute von ihm loskommen kann, geht er. Das habe ich aus jedem Worte gemerkt, das er mir gesagt. Fritz wollte Klein-Radeck in Pacht haben... Bodo will es ihm nicht geben. Das ist der Streitpunct. Ich kann es dem Inspector auch nicht verdenken, daß er nicht länger den Verwalter seines Bruders spielen will; er ist der beste Oekonom weit und weit und er hat Recht, wenn er von seinem Fleiße einen größeren Lohn erwartet und sich selbstständig machen will. O, der Inspector ist ein ganzer Mann! In Zeit von einigen Jahren macht er aus unserm Besitzthum ein Rittergut. Ich habe heute die große Wiese bei der Windmühle gekauft . . .

— Hast Du sie endlich? fragte überrascht die Frau.

— Nun, es ist noch nicht so ganz gewiß; aber der Windmüller wird schon zuschlagen, er braucht Geld. Wir sind noch um hundert Thaler auseinander. Wie gesagt, der Handel kommt zu Stande. Fritz Granfeldt war dabei, als ich mein Gebot machte. Er redete auch dem Müller zu, der das Grundstück nicht ausnutzen kann. Auf dem Heimwege gab er mir verschiedene Rathschläge, und, Anna, ich bin so dumm nicht ... man hat zwar nicht studirt, aber man begreift doch so Manches. Granfeldt interessirt sich nicht umsonst für mich. Nur muß ich vorbeugen, daß Lieschen nicht Dummheiten begeht.

— Still, sie kommt. Ernst, sei nicht gleich so heftig ...

Lieschen trat ein.

— Soll ich nicht mehr zu dem Krämer gehen, Mutter? fragte sie unbefangen.

— Kannst morgen früh einkaufen, mein Kind; nähe lieber das angefangene Hemd fertig.

— Wie Du willst.

Die Tochter holte ein Körbchen mit Nähzeug, setzte sich an den Tisch und begann zu arbeiten. Frau Anne rückte ihr sorglich die Lampe näher. Kleemann ging noch einige Zeit auf und ab; er schob die Mütze von einer Seite zur andern, zündete noch einmal die Pfeife an, obgleich sie sich im vollen Brande befand, und sagte endlich, ohne seinen Gang zu unterbrechen:

— Lieschen, der Inspector Granfeldt will Dich heirathen!

Mit dieser Erklärung eröffnete er die Debatte, um auf dem kürzesten Wege zum Ziele zu gelangen. Er hatte sich eine ganz besondere Wirkung davon versprochen, und darum sah er seitwärts auf die Tochter, die ruhig fort arbeitete.

— So? fragte Lieschen gleichgültig.

— Ja, der Inspector hat große Lust.

Lieschen fragte ohne aufzusehen:

— Weiß denn der Herr Inspector, ob ich Lust habe, ihn zu heirathen?

— Das setzt er voraus, mein Kind!

— Seht doch! Der Mann glaubt wohl, daß ich es für ein großes Glück halte, wenn er sich herbeiläßt, mich zu seiner Frau zu machen.

— O, es ist auch ein Glück!

— Für mich nicht, für mich wahrhaftig nicht! Der Herr Inspector mag sich nur Nichts einbilden . . .

Jetzt blieb Kleemann stehen, nahm die Pfeife aus dem Munde und fragte mit erzwungener Ruhe:

— Mädchen, warum ist es kein Glück für Dich?

— Weil ich den Mann nicht leiden mag, er ist mir zuwider.

— Warum ist er Dir zuwider?

— Vater, ich habe es Dir ja schon gesagt.

— Nichts, Nichts hast Du mir gesagt . . . Warum magst Du den Inspector nicht leiden, der bei Alt und Jung angesehen ist?

— Laß doch, Vater; man spricht nicht gern davon . . .

— Ich will es wissen!

Lieschen schwieg; sie brachte die Nadel an das Licht, um einzufädeln.

— Wetter, rief Kleemann mit dem Fuße stampfend, ich will es wissen! Sage mir die Wahrheit, Mädchen!

Sie zog den Faden durch das Nadelöhr.

— Weil er ein Rothkopf ist! antwortete sie kurz.

— Das ist doch zu arg!

— Rothhaarige Menschen sind falsch und heimtückisch, man darf ihnen nicht trauen . . . Du selbst hast es von dem Knechte Christian gesagt, als er Dich bestohlen hatte.

— Was habe ich gesagt?

— Daß Du nie wieder einen Rothkopf in Deine Dienste nehmen wolltest; und da hat die Mutter beigestimmt!

Kleemann ward verlegen; er erinnerte sich, daß er vor einigen Jahren im Zorne die rothen Haare verdammt hatte.

— Das verstehst Du nicht, Mädchen, rief er polternd; es kommt ganz auf die Röthe der Haare an . . . der Inspector ist übrigens blond . . .

— Nein, Vater, er ist fuchsroth!

— Er ist blond! rief der Alte mit starker Stimme. Das muß ich wissen! Du hast kein Urtheil, wirst Deinem Vater gehorsam sein, der für Dich sorgt. Wäre Granfeldt nicht ein guter Mensch und hätte ich nicht Beweise von seinem braven Charakter, ich würde ihm wahrlich nicht das Wort reden. Es bleibt dabei: Du heirathest den Inspector!

Der Alte schob die Mütze in die Stirn, sah seine Tochter einige Secunden mit flammenden Blicken an und ging aus der Stube. Es war dies seine Gewohnheit, wenn er Zeit zum Ueberlegen geben wollte.

Jetzt legte Lieschen die Arbeit auf den Tisch; sie konnte nicht länger an sich halten.

— Mutter, fragte sie schluchzend, was ist denn dem Vater beigekommen? Warum will er mich denn auf ein Mal zwingen zu heirathen? Ich nehme den Inspector nicht, und wenn es mein Tod wäre!

Frau Anne hatte mit zitternden Händen gestrickt; jetzt sank der Strumpf ihr auf den Schooß.

— Lieschen, bat sie leise, sei mir gegenüber offen, ganz offen . . . Du weißt, daß ich Dich herzlich lieb habe, und auch der Vater hat Dich lieb . . .

— Nein, das hat er nicht, er würde mich sonst nicht zu der Heirath zwingen wollen, die mich elend macht!

Und Lieschen weinte heiße Thränen. Die Mutter suchte ihr die Vortheile der in Aussicht genommenen Heirath auseinanderzusetzen, aber Lieschen wollte sie nicht begreifen, sie blieb dabei, daß der Inspector ihr zuwider wäre und daß sie sterben wolle,

ehe sie die Frau dieses Mannes würde. Frau Anne war eine gutherzige Frau, der die erzwungene Heirath nicht so recht in den Kopf wollte; sie sah eine Zeit lang mitleidig die weinende Tochter an.

— Lieschen, sagte sie dann, Du hast also wirklich Widerwillen gegen den Inspector . . .

— Ich kann es Dir nicht beschreiben, Mutter! Mir läuft es kalt über den Leib, wenn ich seinen Namen höre. Granfeldt hat mir nie ein böses Wort gesagt . . . aber ich kann ihn nun einmal nicht leiden, und das ist meine Schuld nicht. Warum soll ich denn gerade den heirathen, den der Vater will? Mich fragt man gar nicht, ich soll ruhig nehmen, was man mir giebt. Mutter, wenn Du mich lieb hast, wenn Du nicht willst, daß ich untergehe, so rede dem Vater die unglückliche Geschichte aus . . . ich kann den Inspector nicht heirathen und werde ihn auch nicht heirathen.

Sie trocknete die Thränen, griff zu der Arbeit und nähte mit zitternden Händen weiter.

In diesem Augenblicke trat Kleemann wieder ein.

— Frau, fragte er, hast Du mit dem Mädchen gesprochen?

— Sie will nicht, antwortete Frau Anne; sie kann den Inspector nicht leiden.

— Sie wird ihn schon leiden lernen, wenn sie ihn näher kennt.

— Vater, sagte Lieschen, Du hast so oft geäußert, daß Du mich lieb hast und daß Du für mich sorgst . . .

— Gewiß habe ich Dich lieb, denn Du bist mein einziges Kind, für das ich arbeite und erwerbe.

— Nein, Vater, Du kannst mich gar nicht lieb haben.

— Alle Wetter! rief der Alte entrüstet. Weißt Du besser, wie es hier aussieht?

Und er schlug mit der flachen Hand auf seine Brust.

— Warum habe ich Dich nicht lieb? rief er mit starker Stimme. Wie kannst Du so etwas behaupten?

— Weil Du mich verschachern willst wie ein abgetragenes Kleid.

— Wer hat Dir solche Dinge in den Kopf gesetzt?

— Niemand, ich sehe das von selbst ein.

— Du bist ein reiches Mädchen, brauchst nicht verschachert zu werden, da finden sich Freier genug.

— Aber ich bin schlimmer daran als eine Magd.

— So! Und warum denn, wenn ich fragen darf?

— Weil sie Den heirathen kann, den sie mag und will.

Kleemann schob die Mütze in den Nacken und fragte zornig:

— Hast Du vielleicht schon Einen, den Du magst und willst?

Lieschen warf den Kopf zurück.

— Das habe ich nicht gesagt.

— Mädchen, bekenne die Wahrheit: Hast Du hinter meinem Rücken Dinge getrieben, die ich nicht wissen darf?

Die Wangen Lieschen's hatten sich röther gefärbt.

— Ich meine nur, flüsterte sie verlegen, es wird sich schon Einer finden, der für mich paßt und den ich lieben mag.

— Oho! Es hat sich wohl schon so Einer gefunden? Heraus mit der Sprache oder . . .

Kleemann hob die Faust drohend empor.

Ernst, rief die erschreckte Mutter, Du hast mir versprochen ruhig zu bleiben; denke daran und vergiß Dich nicht.

— Der Satan mag ruhig bleiben.

Wir müssen doch auf die Tochter auch hören, wenn es sich um eine so wichtige Sache handelt.

— Nein, die Tochter ist unvernünftig.

— Vater, rief Lieschen, wenn man Dich hätte zwingen wollen als Du jung warst, ein rothhaariges Mädchen zu heirathen . . . überhaupt eine andere als die Mutter . . . würdest Du ohne Weiteres darauf eingegangen sein?

— Sprich nicht so einfältig!

— Darauf kannst Du mir nicht antworten, Vater.

— Man muß immer bedenken, wie die Sachen stehen.

— Ja, das bedenke ich auch, Vater! Ich bin ein reiches Mädchen, wie Du sagst . . .

— Das bist Du, und zwar das reichste in der ganzen Gegend.

— Was habe ich denn von meinem Reichthume, wenn ich mich nicht einmal nach Gefallen verheirathen kann? dann wäre ja Geld und Gut eine Plage, ein Unglück . . . wenn ein armes Mädchen nach einem reichen Manne trachtet, so liegt darin einiger Sinn; aber daß ein reiches Mädchen einen armen und häßlichen, den sie nicht leiden mag . . .

— Wetter, nun ist's genug! rief Kleemann, der fühlte, daß er durch die Argumente seiner Tochter besiegt werden würde. Jetzt erst fällt mir Dein Heimlichthun auf! Wo steckst Du mitunter halbe Stunden lang? Warum hast Du mir zugeredet, die vernagelte Gartenthür wieder aufzureißen? Vielleicht deshalb, weil der Weg zur Kirche etwas näher ist?

— Nur deshalb, Vater!

— O, mir geht ein Licht auf, ein sehr helles Licht. Morgen früh verriegle ich die Thür, daß sie kein Mensch aufmachen kann. Und Du gehst nie wieder allein in den Garten, die Magd soll die Wäsche aufhängen. Warte, ich werde Dir schon einen Riegel vor die Pforte schieben, werde schon herausbekommen, was dahinter steckt.

— Vater, rief Lieschen, und Du sagst, daß Du mich lieb hast.

— Wer sein Kind liebt, züchtigt es! steht in der Bibel. Und dem, der sich schon gefunden hat, schieße ich eine Ladung Schrot in die Beine, daß ihm das heimliche Betreten meines Gartens für immer vergehen soll. Ich werde von nun an wachen wie ein Schäferhund. Das wäre mir eben recht . . . dem Ersten

Besten, der da hergelaufen kommt, soll ich mein schönes Vermögen an den Hals werfeu; nein, in die Heirathsgeschichte habe ich auch ein Wort hineinzureden, und zwar das erste. Ich muß wissen, wem ich mein Gut anvertrauen kann, nicht Du. Die Redensarten von Liebhaben und Leidenkönnen sind dummes Zeug. Das findet sich, wenn nur Grund und Boden da ist. Von der Liebe allein kann der Mensch nicht leben. Lieschen, zerstöre mir den Plan nicht, den ich lange mit mir herumtrage. Der Inspector verschafft sich den Amtmannstitel, sobald er mein Gut übernimmt, und Du wirst Frau Amtmännin. Die alte Scheune da drüben wird weggerissen, wir bauen eine Zuckerfabrik auf den Platz... das Wohnhaus bekommt einen zweiten Stock... Mädchen, Mädchen, rief der leidenschaftlich erregte Vater, das Alles ist nur möglich, wenn Du den Inspector heirathest. Folge mir, folge mir oder ... ich enterbe Dich!

Kleemann verließ zum zweiten Male das Zimmer.

— Du lieber Gott, weinte Frau Anne, die Geschichte wird dem Vater schwer auszureden sein, er hat sie sich zu fest in den Kopf gesetzt. Und der Inspector mag wohl dabei geholfen haben. Ich merke es jedesmal, so oft er mit dem Manne gesprochen hat. Lieschen, ist es Dir denn gar nicht möglich ...

— Ich kann nicht, Mutter, und wenn es mir das Leben kostet! Wir wohnen hier ja ganz gut und unsere Wirthschaft ist groß genug. Amtmännin mag ich gar nicht werden, die Leute würden mich auslachen.

— Denke an die Marie Sellig, mein Kind; die hat Nichts, gar Nichts gehabt, und jetzt ist sie Frau eines reichen Rittergutsbesitzers.

— Das liegt dem Vater im Kopfe, ich merke es wohl. Mutter, ich beneide Marien nicht, die Leute sprechen schreckliche Dinge von ihr. Und Du wirst sehen, aus dieser Ehe entsteht nichts Gutes?

— Warum denn nicht?

— Weil sie übereilt geschlossen ist. Granfeldt wird bald zur Besinnung kommen; er hat sich von der schönen Marie bethören lassen. Gleichviel, mich kümmert es nicht. . . .

— Ueberlege Dir die Sache, Lieschen, mache dem Vater die Freude . . .

— Und ich mache mich unglücklich. Ich kann nicht, Mutter, ich kann nicht! Bringe den Vater davon ab . . . er wird gewiß zur Einsicht kommen.

— Lieschen, sei einmal ehrlich gegen mich . . . sprich Dich offen aus: Hast Du Dich schon mit einem jungen Manne eingelassen? Du wirst roth . . . gestehe es, Lieschen!

Sie umarmte die Mutter, nahm ihr Nähzeug und ging in die Kammer.

— Das ist verdächtig! dachte Frau Anne. Aber wer in aller Welt sollte dem Mädchen im Kopfe stecken? Ich wüßte von allen den jungen Männern keinen, der so recht für unsere Tochter paßte. Ach, man hat mit den Kindern seine liebe Noth!

Anne nahm sich vor, ihr Heil bei dem Gatten zu versuchen, obgleich sie die Zähigkeit desselben kannte. Nach einer Viertelstunde kam Kleemann zurück.

— So, murmelte er, nun habe ich die Gartenthür fest vernagelt; den will ich sehen, der sie aufreißt.

— Dein Verdacht ist doch wohl nicht richtig, Ernst.

— Was, nicht richtig?

— Mit wem sollte Lieschen wohl heimlich Umgang haben?

— Das weiß ich nicht!

— Sie würde es uns nicht verschweigen.

— Ich bleibe dabei, die Sache ist nicht richtig. Warum stand die Thür offen? Warum war der Riegel nicht vorgeschoben? daß der Weg immer frei ist. Anne, wir werden schreckliche Dinge erfahren! Aber ich lasse nicht nach, ich setze meinen Willen durch.

— Uebereile Dich wenigstens nicht, Ernst! gehe glimpflich um mit der Tochter, die doch auch zu befragen ist. . .

— Sie muß gehorsam sein!

— Ernst, denke an unsere Jugend, mahnte freundlich ernst die Gattin: Deinen Eltern war es auch nicht ganz recht, daß Du mich heimführtest . . . Du ließest Dich aber nicht abbringen. . .

— Frau, das war etwas ganz Anderes!

— Nein, Ernst, es war dasselbe. Dein Vater wollte, daß Du ein reicheres Mädchen nähmst, als ich es war. Du hast meinetwegen Streit gehabt . . . wolltest mich durchaus nicht aufgeben.

— Ich würde schlecht an Dir gehandelt haben, hätte ich Dich aufgeben wollen. Lieschen hat sich mit Keinem versprochen, ich hoffe es wenigstens . . . oder weißt Du, Anne . . .

— Nichts weiß ich, lieber Mann!

— Achte auf das Mädchen, wenn ich nicht zu Hause bin; es lungert ein Wolf um das Haus, der den fetten Bissen wegschnappen will. Wo ist Lieschen?

— In ihrer Kammer.

— Rede ihr zu, Frau, sonst geht es nicht gut! Und nun zu Bett, der Wächter hat schon geblasen.

Frau Anne schwieg für heute, aber sie nahm sich vor, den gestrengen Gatten tüchtig zu bearbeiten, sobald er in guter Stimmung sein würde. Am nächsten Morgen mußte Lieschen zu dem Krämer gehen, da es wirklich an verschiedenen Artikeln im Hause fehlte. Sie hatte darauf gerechnet und sich vorbereitet. Die Mutter selbst gab ihr Auftrag. Ruhig nahm sie den Mantel und den Korb und ging. Sie machte einen Umweg über den Kirchhof. Nachdem sie sich überzeugt, daß Niemand in der Nähe war, der sie hätte beobachten können, warf sie ein Briefchen in das offene Fenster des Schulmeisters. Dann lief sie den Kirchstieg hinab, ging zu dem Krämer, der an dem großen Dorf-

platze wohnte, machte rasch die Einkäufe und kehrte bei guter Zeit zu der Mutter zurück.

— Kommst ja rasch wieder, sagte diese.

— Weil es noch zu thun giebt im Hause diesen Vormittag.

— Hättest nicht so zu laufen brauchen, mein Kind. Wie Du glühst und wie Du außer Athem bist. Es ist Dir doch wohl Nichts zugestoßen?

— Was sollte mir denn zugestoßen sein? denke nur nicht gleich Schlimmes, liebe Mutter.

— Ich lebe recht in Sorgen um Dich.

— Es ist auch ein Elend, wenn man den Inspector heirathen soll, der doch Nichts weiter will als mein Vermögen.

Lieschen ging in die Küche und besorgte die Arbeit.

Um diese Zeit schloß Gottlieb Straßberg seinen Unterricht. Die Schuljugend stürmte aus dem Hause und zerstreute sich wie eine scheu gewordene Heerde in die Gassen des Dorfs. Gottlieb öffnete mit dem Schlüssel sein Zimmer und trat ein. Da erblickte er das Briefchen am Boden. Rasch entfaltete er das Papier und las folgende mit Bleistift geschriebene Zeilen: „Lieber Gottlieb, gehe zu dem Pastor und suche auf alle Fälle Deine Anstellung zu erlangen, denn von dem Vater ist Nichts zu hoffen, er hat mir erklärt, daß ich den rothhaarigen Inspector heirathen müsse oder er enterbe mich. Auch hat er die Gartenthür vernagelt, weil er glaubt, ich habe einen Andern. Komm also nicht an den Garten, es wäre schlimm, wenn Vater Dich sähe; er will dem, der nach mir geht, eine Ladung Schroot in die Beine schießen. Nimm Dich in Acht aus Liebe zu mir; ich hätte den Tod davon. Laß Dein Fenster immer offen, ich werde Dir im Vorbeigehen einen Brief hinein werfen, worin steht, wo und zu welcher Stunde wir uns sprechen. Gehe zu dem Pastor, daß Du bald die Anstellung bekommst, biete Alles auf und beeile Dich. Ich bin Dein Dich liebendes Lieschen.“

Es war dies der erste Brief, den Gottlieb von der Geliebten erhielt; leider brachte er sehr traurige Nachrichten.

— Lieschen hat Recht, dachte er; bin ich fest angestellt, so brauche ich das Vermögen Kleemann's nicht . . . ich werde Nichts versäumen, um das Ziel zu erreichen, und sollte ich zur List meine Zuflucht nehmen.

Er dachte lange über das nach, was er dem Pfarrer sagen wollte. Es war heute Mittwoch, also der Tag, an dem Nachmittags die Schulstunden ausfielen. Gottlieb holte seinen schwarzen Frack hervor, machte Toilette, zog den Ueberzieher über den schwarzen Anzug und verließ das Zimmer. Noch war er beschäftigt die Thür zu schließen, als Friederike von dem Kirchhofe her die Hausflur betrat. Die hagere Schöne hatte sich stattlich herausgeputzt; ihre schwarzen Locken glänzten und ihre großen dunkeln Augen strahlten freundliche Blicke.

Gottlieb zog ehrerbietig den Hut.

— Wollen Sie ausgehen, Herr Straßberg? fragte sie freundlich.

— Zu Tische, Fräulein!

— Wo speisen Sie denn, wenn man fragen darf?

— Heute bin ich Gast bei Herrn Granfeldt auf Groß-Radeck.

— Ah, Sie speisen an der herrschaftlichen Tafel.

— Von Zeit zu Zeit; Sie wissen, ich selbst bin hier nicht eingerichtet . . .

— Natürlich, weil Ihnen die Bestätigung noch fehlt. Die Ungewißheit muß Ihnen lästig werden . . . Aber thun Sie doch Schritte, eine Anfrage ist ja erlaubt.

— Ich stehe im Begriffe, dem Herrn Pfarrer einen Besuch abzustatten und ihn um Rath zu bitten.

Friederike strahlte vor Freude.

— Das ist der rechte Weg, lieber Herr Straßberg; es sollte mir in der Seele weh thun, wenn Ihnen die schöne Stelle

entginge, zu der sich, wie man sagt, eine Anzahl verdienter Lehrer gemeldet haben Sie haben eine arge Concurrenz zu bestehen, und wenn Sie nicht eine wirksame Fürsprache haben . . .

— Ich hoffe, daß der Herr Pfarrer . . .

— Der Pfarrer allein wird nicht viel ausrichten.

— An wen soll ich mich sonst noch wenden?

Friederike blickte verschämt auf die große dunkelblaue Schleife die ihren Busen schmückte.

— Sie haben ja meinen guten Rath verschmäht, Herr Straßberg! flüsterte sie.

— Ich kann nicht annehmen, Fräulein, daß Sie mir entgegengewirkt haben.

— Nein, dessen bin ich wahrlich nicht fähig; aber es giebt Leute, die mir wohlwollen . . . eine Empfehlung von mir würde genügen . . . eine Beschleunigung der Angelegenheit ließe sich bald bewirken. Sie wissen, lieber Freund, daß ich Sie schütze . . . Es ist nun einmal so im Leben . . . Einer ist auf die Hülfe des Andern angewiesen . . . Ich wollte eigentlich das Schulhaus nie wieder betreten; aber die Tante bat mich so inständig . . .

Es war dem jungen Manne nicht möglich, die ihm so nahe gelegte Bitte um Unterstützung und Empfehlung auszusprechen. Dadurch, daß er sie aussprach, stellte er eine Beziehung zu dem Fräulein her, die er aus Ehrgefühl vermieden wissen wollte. Auch hielt er es für einen Verrath an der Liebe zu Lieschen, in Friederiken falsche Hoffnungen zu erwecken. Den Vorsatz, zur List zu greifen, konnte er jetzt noch nicht ausführen.

— Ich gehe zu dem Herrn Pfarrer, unterbrach er die eingetretene Pause; wenn Sie es mir gestatten theile ich Ihnen später das Resultat dieses Besuchs mit.

Fräulein Haas verneigte sich und flüsterte die gewöhnliche Höflichkeitsphrase: „es wird mir sehr angenehm sein.“ Gottlieb grüßte und verließ das Schulhaus Er ging wirklich nach Groß-

Rabeck, um einer Einladung des Gutsherrn zu folgen. Nach Tische theilte er diesem mit, was er beabsichtigte.

— Recht so, sagte Granfeldt; es ist gut, daß Sie die Ansicht des Mannes kennen lernen, der doch nun einmal ihr unmittelbarer Vorgesetzter ist. Spricht er sich im feindlichen Sinne aus, so wissen Sie, woran Sie sind. Und dann verfahren wir weiter. Lassen Sie sich nicht einschüchtern; Sie haben das gute Recht für sich!

— Ich wünsche Ihnen viel Glück, fügte Marie hinzu, die als junge Frau noch reizender geworden zu sein schien; zählen Sie fest auf meinen Mann, Herr Straßberg, er verläßt Sie nicht.

— Und sollte ich Ihnen eine Anstellung auf meinen Gütern geben! rief Bodo. Sie können umsatteln und immer noch ein tüchtiger Oekonom werden. Die Schulmeisterei trägt nur Sorgen und Aerger ein. Gehen Sie zunächst zu dem Pfarrer und versäumen Sie Nichts von dem, was Ihnen zu thun obliegt.

Mit einem herzlichen Händedrucke entließ ihn der Gutsherr.

— Der arme Mensch dauert mich, sagte Marie. Er ist so tüchtig in seinem Fache, und doch sucht man ihn zu vertreiben.

— Es ist dies eine traurige Erscheinung; der Nepotismus macht sich überall geltend . . .

— Aus geistlichen Kreisen sollte er doch verbannt sein!

— Denke an unsere Verlobung, Marie!

— Es ist wahr, man kann sich über Nichts mehr wundern!

— Deinen Arm, liebes Weib; wir machen einen Spaziergang durch den Garten. Richard mag uns begleiten. Der Herbsttag ist prachtvoll, wir wollen ihn benutzen.

Die glücklichen Gatten verließen Arm in Arm den Saal und betraten den Garten; Richard sprang voran und trieb seine Spiele.

Gottlieb Straßberg wanderte indeß dem Dorfe Groß-Wideborn zu. Das Erbieten des Gutsherrn hatte ihn gestärkt, er

konnte in der Nähe des geliebten Mädchens bleiben, wenn es den Ränken der feindlichen Partei gelang, ihn aus dem Schulhause zu vertreiben. Oekonom zu werden war ja längst sein Wunsch gewesen und darum hatte er landwirthschaftliche Bücher gelesen, hatte die Thätigkeit der Bauern beobachtet. Hätte Kleemann nur unter der Bedingung ihm Lieschen's Hand gegeben, daß er das Gut verwalte, so würde ihm dies wenig Schwierigkeiten gemacht haben.

— Wie Gott will! seufzte der arme Schulmeister. Ich thue meine Pflicht, was darüber ist vom Uebel. Könnte ich durch Friederiken Schulrath werden, ich würde mich mit ihr nicht einlassen.

Er schritt rüstig weiter.

Schon nach drei Viertelstunden befand er sich an den ersten Häusern des Dorfs. Er säuberte die Füße von Staub und betrat das Pfarrhaus. Die Magd, die den Gutsherrn empfangen, trat wieder aus der Küche, als der heisere Hund sein Gebell ausstieß.

— Wollen Sie zu dem Herrn Pastor?

— Ja!

— So treten Sie in das Zimmer.

Gottlieb legte Hut und Oberrock ab.

Die Magd öffnete.

— Wer sind Sie denn?

— Ich bin der Schulmeister Straßberg aus Klein-Wideborn.

— Setzen Sie sich, Herr Schulmeister, ich werde dem Herrn Pastor sagen, daß Sie auf ihn warten.

Und der Gast befand sich allein in demselben Zimmer, in dem einst Marie so herbe Demüthigung erlitten hatte. Was stand dem Schulmeister bevor? Wir werden es bald erfahren. Gottlieb brauchte nicht so lange zu warten als Granfeldt, denn schon nach zehn Minuten erschien der Pfarrer. Heute trug er

den schwarzen Oberrock, dessen lange Schöße die hageren Beine umflatterten, so oft diese eine Bewegung ausführten.

— Grüß' Gott, Herr Straßberg! redete ihn freundlich der Pfarrer an, indem er ihm die Hand reichte.

Der erste Empfang war ermuthigend.

Gottlieb, wie zu einem Feste gekleidet, verneigte sich.

— Gestattet mir der Herr Pastor eine kurze Unterredung, um die ich geziemend bitte?

— Ich bin für Jeden da, der mich um Rath und That angeht. Kommen Sie in dienstlichen Angelegenheiten zu mir?

— Nicht so ganz, Herr Pastor . . .

— Was ist es?

— Ich komme in Betreff meiner definitiven Anstellung.

— Ah, deshalb!

Der Pfarrer deutete auf einen Stuhl, auf dem Gottlieb sich niederließ, als der Hausherr ihm gegenüber Platz genommen.

— Nun sprechen Sie sich aus, lieber Herr Straßberg. Denken Sie, ich sei Ihr Vater, dem Sie Alles offenbaren können, was Ihnen auf dem Herzen liegt.

— Es ist mir dies nicht nur ein sehnlicher Wunsch, sondern auch Bedürfniß. Sie kennen, Herr Pastor, meine Dienstverhältnisse.

— Genau, sehr genau. Uebergehen wir sie.

— Ich habe es mir angelegen sein lassen, mir die Zufriedenheit meines nächsten Vorgesetzten und die der Gemeinde zu erwerben. Sie, Herr Pastor, hatten die Güte, mich durch freundliche Worte zu dem Glauben zu ermuthigen, daß mein Bemühen nicht erfolglos gewesen, und die verehrliche Gemeinde, die mich in meiner Amtsthätigkeit beobachtet, hat durch eine Petition an die oberste Behörde ihre Meinung über mich ausgedrückt. Ich weiß, daß ich der Nachsicht Aller bedarf und daß mir noch viel zu thun bleibt, wenn ich segensreich in dem mir angewiesenen Kreise wirken will . . . Der Vorsatz steht in mir fest, alle

Kraft aufzubieten, das mir geschenkte Vertrauen stets zu rechtfertigen . . . mit Gottes Hülfe hoffe ich, daß es mir gelingen wird . . . trotzdem, Herr Pastor, sinkt mir der Muth, wenn ich daran denke, daß mir die Sanction meiner höhern Vorgesetzten fehlt . . . der ausgesprochene Wunsch der Gemeinde ist unberücksichtigt geblieben . . . es muß doch etwas gegen mich vorliegen, das meine definitive Anstellung bedenklich erscheinen läßt. Mein Gemüth ist gedrückt, ich komme mir vor wie ein Geduldeter . . . vorzüglich aber bekümmert mich tief der Umstand, daß ich Anlaß zu einer Differenz gebe, die sich zwischen der Gemeinde und meiner zuständigen Behörde vorbereitet. Unter den schlichten Landleuten herrscht die Ansicht, man wolle grundsätzlich ihren Wunsch nicht berücksichtigen . . .

— Und welcher Ansicht sind Sie? fragte der Pfarrer.

— Daß man höhern Orts mich des Postens nicht für würdig erachtet, den die Gemeinde mir zugedacht.

Der Pastor hatte die Hände gefaltet und ließ einen Daumen um den andern kreisen.

— Ja, ja! murmelte er. Ihre Lage scheint mir nicht ohne Schwierigkeiten zu sein. Man hat von mir noch nicht einmal ein Gutachten verlangt, woraus ich schließe, daß man mich umgehen will.

— Wie ist das möglich?

Der Pfarrer zuckte mit den Achseln.

— Ich habe kein Urtheil, lieber Herr Straßberg.

— Und das Ihrige, Herr Pastor, müßte doch maßgebend sein.

— Freilich, freilich!

— Was rathen Sie mir?

— In Geduld warten.

— Die Gemeinde wird auf Entscheidung dringen.

— Wohl möglich, da in ihr sich einige exaltirte Köpfe befinden, die das, was sie sich vorgenommen, um jeden Preis durch-

setzen wollen. Die guten Leute vergessen nur dabei, daß sie mehr Unheil anrichten als Gutes stiften. Die Behörde wird sich in ihrer Weisheit nicht beirren lassen, wird nach den Prinzipien verfahren, die als die allein richtigen anerkannt sind.

— Ich wende mich vertrauensvoll an Sie, Herr Pastor! Sie schenken mir gewiß Glauben, wenn ich versichere, daß ich zu meinen Gunsten keinen Schritt gethan, kein Wort geäußert habe, um jene Demonstration hervorzurufen, die höhern Orts Mißfallen erregt zu haben scheint.

— Ja, ja, sagte der Pfarrer nach einer Pause, sein Daumenspiel fortsetzend, Sie sind da in ein arges Dilemma gerathen ... ich begreife das wohl. Das Zögern, das die Behörde beobachtet, ist eben kein günstiges Zeichen. Möglich ist es indeß, daß man Ihre Probezeit ausdehnt und bald einen Bericht von mir fordert.

— Herr Pastor, Sie haben mir mehr als ein Mal Ihre Zufriedenheit zu erkennen gegeben ...

— Ich meine es gut mit Ihnen, Herr Straßberg.

— Wenn nun ein Bericht über mich von Ihnen gefordert würde ...

— In Ihrem Interesse wünsche ich, daß dies noch lange dauern möge.

— Warum, Herr Pastor?

— Eine Nichtbestätigung müßte für Sie eine schmerzliche Niederlage sein, könnte möglicherweise Ihre ganze Zukunft gefährden.

— Das begreife ich wohl; warum aber ist Ihnen eine Verzögerung wünschenswerth, während die Gemeinde das Gegentheil anstrebt?

— Mein junger Freund, begann salbungsvoll der Pfarrer, ich will und kann nicht länger schweigen, da mir Ihr Wohl am Herzen liegt. Wären Sie heute nicht zu mir gekommen, so hätte ich nächsten Sonntag die Gelegenheit wahrgenommen, mit Ihnen ein ernstes Wort zu reden. Ja, ich bin nicht zufrieden

mit Ihrem Verhalten, das Sie in der letzten Zeit beobachtet, und weil ich hoffe, Sie zur Erkenntniß des Irrthums zu bringen, der sich Ihrer bemächtigt, ist es mir lieb, daß ich jetzt ein Gutachten über Sie nicht abzugeben habe. Die Wahrheit geht mir über Alles! Ich würde sie nicht verletzen, und wäre es zu Gunsten meines eigenen Sohnes! Meine väterlichen Worte werden Sie von dem betretenen Wege zurückführen, und ich werde dann die Freude haben, Ihnen das Zeugniß auszustellen, das ich wünsche und ... dessen sie bedürfen, um einer glücklichen Zukunft entgegenzugehen.

Gottlieb hatte zerstreut dem Pfarrer zugehört.

— Wessen, Herr Pastor, habe ich mich denn schuldig gemacht? fragte er.

— Sie pflegen Umgang mit Leuten, die Sie meiden sollten, weil sie in keinem guten Geruche stehen.

— Herr Pastor, ich kann wohl sagen, daß ich gar keinen Umgang habe

— Erlassen Sie mir eine nähere Bezeichnung; ich habe nur zu ermahnen and zu warnen. Sie gehören dem geistlichen Stande an, Sie sind der Erzieher der Jugend und müssen ein völlig tadelloses Leben führen ...

— Das ist mein Bestreben gewesen.

— Bleiben Sie stets für sich und lassen Sie sich durch irdischen Reichthum nicht verblenden. Die Schätze dieser Erde haben keinen Werth, sie vergehen oft über Nacht und lassen in dem Herzen Dessen, der sie besessen, schmerzliche Reue zurück. Halten Sie sich an geistliche Schätze, sammeln Sie ein in die Scheuern des Herzens und des Gemüths, dann werden Sie reich sein, unendlich reich! Verschmähen Sie den Tand, nach dem gewöhnliche Menschen streben ... Sie sind ein intelligenter, gebildeter junger Mann ... seien Sie vorsichtig in der Wahl der künftigen Lebensgefährtin ...

— Ah, dachte Gottlieb, dahinaus will der fromme Mann. Um zu sondiren sagte er lächelnd:

— Herr Pastor, ich habe noch nicht daran gedacht mich zu verheirathen. Und wie hätte ich dies auch gekonnt, da mir eine gesicherte Existenz fehlt? Ich bin arm, ganz arm; nur der Ertrag meiner Arbeit gewährt mir die Mittel, deren ich zur Fristung meines Lebens bedarf.

— Es ist mir lieb, dies zu vernehmen, sagte zufrieden der Pfarrer. Die Erfahrung hat gelehrt, daß junge Leute schon ihr Herz einer Frau zuwenden, ehe sie eine materielle Existenz haben. Die Wahl einer Lebensgefährtin, mein Freund, ist eine schwierige . . . sie wird oft verhängnißvoll für das ganze Leben. Eine gute Hausfrau ist eine seltene Perle, man muß sie suchen auf dem tiefsten Grunde des Meeres . . . und wenig Fischer erkennen den Werth eines solchen Kleinods. Sie verwerfen eine kostbare Perle, weil sie nicht hell genug glänzt, weil ihr Werth im innersten Kerne liegt; sie verwerfen den echten Werth, um nach Flitter und Schaum zu greifen. Und erkennen sie endlich den groben Irrthum, dann ist es zu spät, dann stellt sich die Reue ein und ein trauriges Leben ist der Preis ihres Mühens. Davor, mein junger Freund, möchte ich Sie bewahren . . . Doch ich komme nun zu einem zweiten, viel wichtigern Puncte. Es ist die Obliegenheit unsers Standes, den Glauben zu erwecken, zu befestigen und zu stärken. Sie, Herr Straßberg, haben das Gegentheil gethan.

Gottlieb erschrak.

— Ich, Herr Pastor?

— Leider, leider!

— Haben Sie die Güte mich aufzuklären . . .

— Es ist dies meine Absicht, da ich es gut mit Ihnen meine.

— Was habe ich denn gethan, das den Glauben erschüttert?

— Sie haben in der Schule gelehrt, daß eine Verbindung

des Diesseit mit dem Jenseit nicht existire . . . Sie haben den Glauben an die ewige Vergeltung erschüttert in den zarten Herzen der Ihnen anvertrauten Kinder.

— Herr Pastor, es ist mir nicht in den Sinn gekommen! rief Gottlieb. Wenn irgend Jemand fest von einer Vergeltung nach dem Tode überzeugt ist, so bin ich es. Ich behaupte selbst, daß das Böse schon auf dieser Erde bestraft wird! Ich behaupte, daß das Gute schon hier seinen Lohn findet.

Das Daumenspiel des Pfarrers hatte wieder begonnen.

— Gut, recht gut, mein Freund!

— Nur den Aberglauben habe ich zu erschüttern gesucht.

— Durch unerlaubte Mittel.

— Verzeihung, Herr Pastor . . .

— Oder durch verkehrte Mittel. Sie haben sich auf ein Gebiet gewagt, das Sie nicht betreten dürfen, da es Ihnen fremd ist.

— Ich gestehe gern zu, daß ich kein Theolog bin; aber der gesunde Verstand sagt mir . . .

— Jetzt, mein Freund, kommen wir auf den rechten Punct! rief der Pfarrer, die rechte Hand ausstreckend. Sie wollen da den Verstand anwenden, wo der Glaube allein herrschen soll. Dies sind Uebergriffe, die ich nicht dulden darf. Wollen Sie Ahnungen hinwegleugnen? Wollen Sie nicht verkennen, daß Gott sich von Zeit zu Zeit außerordentlicher Mittel bedient, um die sündige Menschheit zu ermahnen, ihr seinen Willen kundzugeben und einen heilsamen Schrecken zu verbreiten? Wollen Sie dies leugnen, Herr Straßberg? Dann leugnen Sie auch die Vorsehung und die ewige Vergeltung. Rütteln Sie nicht an diesen Mysterien, die kein menschliches Auge zu durchschauen vermag; lehren Sie vielmehr den Glauben an Gottes wunderbaren Einfluß auf die Schicksale der Menschen und schwächen Sie die Furcht nicht ab vor dem Zorne des Allmächtigen. Der Verstand soll nicht grübeln; aber glauben soll der Mensch, das

glauben, was die wohlbestallten Diener des Herrn lehren, die für das Volk denken und forschen. Sie werden mir die fortschreitende Aufklärung entgegenhalten . . .

— Nein, Herr Pfarrer, unterbrach ihn Straßberg; aber ich muß mir die Bemerkung erlauben, daß die Zeit der Gespenster und Wunder vorüber ist.

— Das Wunder?

— Ich kann nicht heucheln, Herr Pastor; ich kann die Frömmigkeit nicht in dem Glauben an Dinge suchen, die ich entweder für eine Sinnestäuschung oder für absichtlich erfunden halte. Man spricht im Dorfe von einer Erscheinung auf dem Friedhofe . . . Bezüglich darauf habe ich den Kindern gesagt, daß es Gespenster nicht gäbe. Ich habe ihnen die Furcht davor zu benehmen gesucht, weil ich dies im Interesse der Aufklärung für nöthig erachte. Ich selbst habe noch nie ein Gespenst gesehen, werde auch dieses Glückes wohl nie theilhaftig werden.

— Lassen wir das, unterbrach ihn der Pfarrer; ich kann Ihnen jetzt nicht in gelehrten Abhandlungen darthun, daß Sie zu weit gegangen sind . . . aber ich ermahne Sie ernstlich, die Lehre über diesen Punct nicht weiter zu berühren, sondern sie dem Seelsorger der Gemeinde zu überlassen. Ich mußte in Ihren Worten eine Demonstration gegen mich erblicken, der ich von der Kanzel herab gegen die sogenannte Aufklärung, gegen Unzucht und Freigeisterei geeifert habe. Es existiren gegenwärtig zwei Parteien in unserer Gemeinde, die ich Ihnen weiter nicht zu bezeichnen brauche, da Sie sie kennen müssen; halten Sie sich zu der Partei, der ich angehöre, fragen Sie mich in allen Stücken um Rath, ehe Sie handeln, und ich werde mit gutem Gewissen Ihr Fürsprecher sein können. Sie stehen allein in der Welt, sind eine Waise . . . junger Freund, ich öffne Ihnen den Kreis meiner Familie . . . schließen Sie sich uns an . . . Ich bin nicht immer in Klein-Wideborn, kann nicht stets in Ihrer Nähe

sein... Sie bedürfen des anregenden Umgangs, des Austausches der Gedanken . . . die Theilnahme eines guten Gemüths; eine echt weibliche Seele ist Ihnen Bedürfniß nach des Tages Last und Mühen . . . ich empfehle Ihnen die junge Dame, Friederike Haas, die mit seltener Aufopferung und Hingebung ihre alte Tante pflegt . . . bei ihr erbauen und erholen Sie sich, denn sie ist eine der seltenen Perlen, von denen ich vorhin gesprochen habe. Wäre sie mir auch nicht verwandt, ich müßte doch ihres Lobes voll sein und sie Ihnen als einen Umgang empfehlen, der den vortheilhaftesten Einfluß auf Ihr ganzes Leben ausübt. Sie bewegen sich in Kreisen, die Ihrer Bildung und Ihrem Stande nicht entsprechen . . . o, ich erkenne wohl das Schwierige Ihrer Situation . . . seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben, sagt die heilige Schrift . . . und ich sage Ihnen, junger Mann, befolgen Sie diese Worte, Sie werden gut dabei fahren.

Der Pfarrr erhob sich.

Gottlieb folgte diesem Beispiele.

— Ich danke Ihnen, Herr Pastor, für den guten Rath.

— Glauben Sie mir, ich habe ihn gern ertheilt.

Der Schulmeister verneigte sich.

— Aber, fügte lächelnd der geistliche Herr hinzu, befolgen Sie auch meinen guten Rath! Nur dann bin ich im Stande, Sie zu empfehlen und Ihnen eine nachhaltige Stütze zu sein.

Durch diesen Satz war dem armen Schulmeister jede weitere Frage abgeschnitten. Es war also Zeit, daß er ging, und er nahm Abschied.

— Grüßen Sie mir meine liebe Friederike, Herr Straßberg.

— Werde nicht verfehlen, Herr Pastor.

— Ich weiß, daß sie an Ihrem Schicksale warmes Interesse nimmt.

— Das Fräulein ist sehr gütig . . .

— Sie würde es schmerzlich beklagen, wenn ich außer Stande sein sollte, Ihr Fürsprecher zu sein. Seien Sie darum auf

Ihr Wohl bedacht und erfreuen Sie mich bald durch einen zweiten Besuch . . . halten Sie sich versichert, daß meine Familie Sie gern aufnimmt.

Unter andern Umständen würde Gottlieb von tiefer Rührung ergriffen gewesen sein! jetzt aber flüsterte er bitter lächelnd vor sich hir, als er den Pfarrhof verließ! „Nun bin ich im Klaren; die mir ertheilten Weisungen lassen keinen Zweifel mehr zu. Der ganze Inhalt des schlau geführten Gesprächs läßt sich in den Satz zusammenfassen: aus der Hand Friederike's erhältst Du die Stelle, richte Dich danach. Ach ja, Scharfsinn ist dem Manne nicht abzusprechen, wenn er ihn nur nach einer bessern Richtung hin verwendete."

Der Feldweg mündete bei Groß-Radeck auf die Hauptstraße.

In der Abenddämmerung stand Gottlieb an dem Thore des Gutes.

— Was beginne ich? fragte er sich. Ich bleibe auf der Seite Granfeldt's; Lieschen kann und will ich nicht aufgeben.

Entschlossen betrat er das Herrenhaus.

Da stand der neue Haushofmeister Andreas.

— Wohin, Herr Schulmeister?

— Zu Herrn Granfeldt.

— Er befindet sich noch in dem Comptoir.

— So will ich nicht stören.

— Bitte, gehen Sie zu ihm.

— Der Gutsherr hat zu arbeiten . . .

— Aber erwartet Sie, dies soll ich Ihnen sagen. Folgen Sie mir, ich werde Sie führen und anmelden.

Die beiden Männer gingen über den Hof und stiegen eine Treppe hinan, die zu einem weiten Corridor führte. Hier öffnete Andreas eine Thür.

— Herr Straßberg! meldete er. Dann zog er sich zurück. Gottlieb befand sich in dem erleuchteten Comptoir. An einem großen Pulte standen zwei Männer; der eine war der Gutsherr, der

andere der Buchhalter Werner. Beide legten die Feder nieder, als Andreas die Meldung gemacht hatte. Granfeldt trat dem Gaste freundlich entgegen.

— Ich dachte es mir, daß Sie kommen würden, sagte er. Wie ist Ihr Gang ausgefallen? Sprechen Sie sich immerhin aus, mein alter Freund Werner nimmt den regsten Antheil an Ihrem Geschicke. Meiner Beihülfe dürfen Sie unter allen Umständen sicher sein.

Der Buchhalter rückte dem Gaste einen Stuhl heran.

— Ich merke schon, sagte er dabei, daß Sie nicht die besten Nachrichten bringen.

— Hier, nur hier kann ich mich aussprechen . . .

— Und wir werden Sie hören.

Gottlieb erzählte den beiden Männern genau Alles, was er erlebt hatte.

— Recht so! sagte Werner. Wer hat Recht, Herr Granfeldt?

Der Gutsherr schüttelte das Haupt.

— Ich mag nicht mehr darüber nachdenken, meinte er. Die Sache hat eine traurige und eine komische Seite.

— Friederike Haas hat ganz den Charakter ihrer Mutter, sagte Werner; sie ist glatt wie ein Aal, tückisch wie ein Kobold und zäh wie eine Katze.

— Haben Sie die Mutter so genau gekannt? fragte Granfeldt.

— Leider; sie war meine Frau, von der ich mich habe scheiden lassen müssen.

— Und das sagen Sie mir heute erst?

— Ich hielt es der Mühe nicht werth, über die Angelegenheit zu sprechen.

— Da müssen Sie ja entsetzliche Erfahrungen gemacht haben.

— Weil ich sie gemacht habe richte ich die Mahnung an Herrn Straßberg. Sehen Sie sich vor. Man will Fräulein Friederiken um jeden Preis unter die Haube bringen.

Gottlieb versicherte, daß er auf die Stelle Verzicht leiste, wenn er sie ohne Friederiken nicht erhalten könne.

— Lassen Sie die Dinge gehen, wie sie eben gehen, sagte der Gutsher; Sie werden an mir eine wirksame Stütze haben. Seien Sie unser Gast für den Abend und kümmern Sie sich um die Ränke des Pfarrers weiter nicht, denen ich einen Damm entgegenzustellen hoffe. Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht. Schließen wir das Comptoir, Werner; wir wollen den Abend gesellig verbringen.

Und so geschah es. Die drei Männer gingen in den Saal des Herrenhauses, nahmen das Nachtessen ein und unterhielten sich durch heitere Gespräche.

---

3. Die Erscheinung.

Zehn Uhr war vorüber, als Gottlieb Straßberg Abschied nahm.

— Sind Sie nun beruhigt? fragte Granfeldt.

— Ich bin es, lieber Herr. Sie können wohl ermessen, wie wichtig die Angelegenheit für mich ist, da ich ohne allen Schutz in der Welt stehe und allein für mich sorgen muß. Weißt man mich unter dem Vorwande ab, den der Pfarrer angeführt, so geht mir jede Aussicht auf Anstellung verloren.

— Sie wissen nun, wo Sie ein Unterkommen finden. Hätten Sie meinem Bruder auch nicht das Leben gerettet, ich würde doch, weil ich Sie liebgewonnen, Ihnen dieselben Vorschläge gemacht haben. Morgen Abend erwarte ich Sie ... denken Sie daran, daß Ihnen mein Haus stets geöffnet ist. Sie können sich als ein Mitglied meiner Familie betrachten.

Gottlieb verließ das Gut. Er konnte zufrieden sein mit der Wendung der Dinge, denn als Oekonom, der er werden

sollte, ward er Lieschen näher gerückt, wenn Vater Kleemann den Inspector nur deshalb zum Schwiegersohne haben wollte, weil dieser ein tüchtiger Landwirth war, so würde er nicht anstehen, den Gottlieb zu nehmen, an dem Lieschen mit Herz und Seele hing. Ueber die Bestrebungen des Pfarrers, die ihm fade erschienen, mußte er geradezu lächeln. Aber der Gedanke an Lieschen schnürte ihm das Herz zusammen, sie mußte unter der Strenge des Vaters gewiß viel leiden.

Die Nacht war sternenklar. Ein leichter Wind hatte sich aufgemacht, der die gelben Herbstblätter von den Bäumen schüttelte. Die Gassen des Dorfs waren wie ausgestorben. Aus den Häusern schimmerte kein Licht, die Bewohner derselben lagen im tiefen Schlafe. Nur hier und dort brummte ein Hofhund, der die Schritte des Vorübergehenden hörte. Gottlieb erreichte den Platz vor dem Friedhofe. Auf diesem Platze, dem Kirchstiege gegenüber, stand das Spritzenhaus, ein schmales und langes Gebäude. Unter einem Vordache desselben lagen die Feuerhaken und andere Rettungsapparate. Daneben standen drei große Wasserfässer, die auf Schlitten ruhten. Auf einem dieser Fässer saß die dunkle Gestalt eines Mannes. Gottlieb erschrak.

— Guten Abend, Herr Schulmeister! grüßte eine Stimme.

Der Mann hatte sich erhoben. Er war der Nachtwächter und zugleich Balgentreter der Gemeinde.

— Guten Abend, Stopp! dankte der junge Mann.

Der Wächter hatte sich bis über die Ohren in einen alten Militairmantel gehüllt, den ein Riemen über den Hüften zusammenhielt. Eine Pelzmütze bedeckte sein Haupt. Das große Horn hing ihm an der Seite. In der Hand trug er einen großen Spieß, eine Art Sponton, das Zeichen seines Amtes. Zwischen den Lippen hielt er die bei Nachtwächtern unvermeidliche Pfeife.

— Es geht was vor, Herr Schulmeister! murmelte der Alte, nachdem er einen gewaltigen Zug aus der Pfeife gethan.

— Was soll vorgehen?

— Wären Sie doch zehn Minuten früher gekommen.

— Warum denn, Stopp?

— Dann hätten Sie hören können, wie die Spritze da in dem Hause arbeitet.

— Ohne daß ein Mensch sie berührt?

— Freilich, das ist es ja eben. Wir werden bald ein Feuer haben und zwar ein großes, denn die Spritze hat arg gewirthschaftet. Ich hörte es schon, als ich dort an der Ecke war. Das war ein Rasseln und Poltern, wie ich es noch nie gehört, und ich bin sechsundzwanzig Jahre Nachtwächter in der Gemeinde.

— Glaubt doch an solche Dinge nicht, Stopp!

— Ei, das lasse ich mir nicht nehmen, entgegnete eifrig der Alte; die Spritze sagt es jedesmal voraus, wenn sie gebraucht werden soll. Kommt ein kleines Feuer, so arbeitet sie wenig; kommt ein großes, so rasselt sie wie toll. Und dies war heute Abend der Fall.

— Wenn ich es nur einmal hören könnte, meinte Gottlieb. Jetzt ist es still . . .

— Ja, warten Sie nur, es wird bald wieder losgehen. Das Arbeiten da drinnen dauert nicht immer fort; manchmal vergeht eine Stunde . . . jetzt ist es halb elf . . . wir werden in der Nacht halb elf Uhr ein Feuer haben.

— Wenn?

— Das weiß ich nicht. Aber mehr als acht Tage werden nicht vergehen. Als Steinfurth vor fünf Jahren brannte habe ich das Unglück auch vorhergesagt. In drei Nächten rasselte es in dem Spritzenhause und das eine Wasserfaß hatte sich bis an die Ecke gerückt. Ich habe ein wachsames Auge auf das Spritzenhaus. Die gelehrten Herren wollen unser Einem nicht glauben . . . aber Sie werden schon sehen, Herr Schulmeister . . .

Auch der Herr Pfarrer sagte neulich, es gäbe doch Dinge, die wir uns nicht erklären könnten.

— Dies sagte der Pfarrer?

— Als ich ihm von der weißen Gestalt erzählte, die ich vor dem Erbbegräbnisse unserer Gutsherrschaft gesehen habe. Sagt's nur weiter, meinte er, die Sache hat ihre Richtigkeit. Es zeigen sich mitunter Verstorbene, die im Grabe nicht Ruhe finden können. Und es ist auch wahr ... die selige Frau Granfeldt...

— Alter Freund, sprecht doch nicht so! rief Gottlieb unwillig.

— Hilft Nichts, Herr Schulmeister; es ist die reine Wahrheit und der Herr Pfarrer glaubt auch daran.

— Ihr habt das nicht recht verstanden, Freund Stopp. Der Herr Pfarrer hat das anders gemeint.

— Aber was ich doch mit meinen eigenen Augen gesehen habe!

— Was habt ihr denn gesehen?

— Mein Weg führt mich über den Friedhof, wenn ich nach den äußersten Häusern des Dorfes will. Ich gehe mit Ihnen, Herr Schulmeister, denn es wird Zeit ... mit dem Schlage fange ich dort oben an die elfte Stunde zu rufen. Sehen Sie, da steige ich die Treppe hinan und komme an die ersten Gräber. Ich denke nichts Arges und gehe an der Kirche vorbei. Links ist das Erbbegräbniß ... da steht eine weiße Gestalt auf dem Grabe und zerschlägt das schwere Steinkreuz. „Was ist denn das?“ denke ich und gehe darauf los. Da droht mir die Gestalt mit beiden Händen und verschwindet. Sie muß in die Erde gesunken sein. Am andern Morgen fehlte dem Kreuze ein Arm, gerade der, auf dem der Name „Sidonie“ steht. Den schweren Stein hat sie mit sich genommen. Ich weiß das ganz gut, Herr Schulmeister, denn ich hatte ganz früh ein Kindergrab zu machen und habe das Kreuz in Augenschein genommen. Einen so starken Stein zu zerschlagen braucht es mehr als Men-



schenkraft. Und wohin ist der Stein gekommen? Frau Granfeldt hat ihn mit sich in das Grab genommen; sie will nicht, daß ihr Name auf dem Grabe stehe.

Beide Männer hatten die Stufen der Steintreppe erstiegen und betraten den Friedhof. Ruhig lag das Kirchlein, ruhig lagen die langen Reihen der Gräber. Die dürren Grashalmen, die auf den Hügeln standen, beugten sich leise rauschend vor dem leichten Nachtwinde, der seufzend über das Feld des Todes strich.

Gottlieb hatte verwundert zugehört.

— Eine Schändung des Denkmals, sagte er, ist allerdings verübt. Es ist dies ein schweres Verbrechen ...

— Herr Schulmeister, sagte bedächtig und im Tone der Ueberzeugung der Alte, glauben Sie doch das nicht; es fällt keinem Bauern aus unserm Dorfe ein, die Hand an ein Grab zu legen. Niemand geht am Tage gern auf den Friedhof, geschweige denn in der Nacht. Wenn die Hand eines Menschen das schöne Kreuz zerschlagen hätte, so hätte man das abgeschlagene Stück schon finden müssen.

— Es wird sich auch finden, Stopp.

— Ich war der Erste zwischen den Gräbern.

— Und was die weiße Gestalt betrifft ...

— Daran wollen Sie auch nicht glauben, Herr Schulmeister?

— Nein! versicherte Gottlieb. Es kommt kein Verstorbener aus der Gruft, und wenn es der Pastor sagt. Nur wenn ich mit eigenen Augen sehe ...

— Das können Sie, lieber Herr ... da, da ... Sehen Sie links von der Kirche ... Dort ist ein weißer Punct; Kommen Sie nur; aber schnell, schnell. Das Gespenst verfließt sonst wie Nebel.

Nach zehn Schritten hatten die Männer die Kirche erreicht. Jetzt sah Gottlieb wirklich einen weißen Punct auf dem Erbbe-

gräbnisse, das zwanzig bis fünfundzwanzig Schritte von der Kirche entfernt lag.

— Das ist das Kreuz! flüsterte er.

— Warten Sie nur, warten Sie nur! Es wird sich bald zeigen, was es ist. Ich habe es mehr als ein Mal beobachtet. Verhalten Sie sich ruhig; aber beten Sie ein Vater unser, lieber Herr!

Der Nachtwächter begann halb laut zu beten, die Mütze in der Hand haltend. Gottlieb sah mit scharfen Blicken nach dem Grabe. Der weiße Punct bewegte sich langsam, als ob er den Hügel umkreiste; dann verblieb er einige Augenblicke ruhig. Plötzlich erhob er sich; er schien sich in die Länge und Breite auszudehnen. Deutlich war nun zu erkennen, daß eine Gestalt auf dem Grabe stand. Ihr langes weißes Gewand flatterte im Winde. Sie streckte drohend beide Arme nach dem Dorfe aus. Ein Gesicht ließ sich nicht erkennen, Alles an ihr war weiß und verfloß in unbestimmte Formen. Verursachte es der Nachtwind oder lag es in der Eigenheit ihres Wesens . . . Die Gestalt ward bald länger bald kürzer, bald bildete sie einen Bogen bald einen Streifen, der sich wie zäher Nebel im Lufthauche zog und bog. Man hätte glauben mögen, daß ein verstärkter Windstoß das Gebilde zerriß oder entführte. Ein Geräusch war nicht vernehmbar. Daß diese Erscheinung über dem Grabe Sidonien's schwebte, von dem sie sich nicht losreißen konnte, war deutlich zu unterscheiden. Ihre Füße schienen auf dem Alabasterkreuze zu ruhen, das mattweiß durch die Nacht schimmerte.

— Amen! murmelte Vater Stopp. Alle guten Geister loben Gott den Herrn!

Gottlieb konnte sich doch eines Grauens nicht erwehren, während er das wunderbare Spiel des Gebildes beobachtet. Wäre er allein gewesen, so würde er an eine Sinnestäuschung geglaubt haben; aber der Wächter stand an seiner Seite, der dasselbe sah und es schon mehrmals gesehen hatte.



— Kommen Sie, Herr! murmelte der Alte. Es ist nicht gut, daß wir länger bleiben.

— Nein, nein!

— Ich kenne das . . .

— Dem Spuke muß ich auf den Grund kommen.

Man kann mit Blindheit geschlagen werden. Das ist eine böse Nacht . . . das Arbeiten der Spritze, die junge Frau dort auf dem Grabe . . . Sie ist an der Schwindsucht gestorben in ihren besten Jahren . . . Warten Sie, der Gutsherr lebt nicht lange, Sidonie holt ihn bald nach; er soll nicht mit seiner zweiten Frau leben. Sehen Sie nur, das Gespenst wird immer kleiner, es sinkt in das Grab zurück.

Der Hammer der Uhr im Thurme holte aus; es begann elf zu schlagen. Die Gestalt schwankte, als ob jeder Schlag sie berührte. Bei dem elften zischte ein Windstoß über die Gräber... Die Erscheinung war verschwunden.

Gottlieb schämte sich seiner Feigheit.

— Stopp! rief er.

— Was Herr?

— Geben Sie mir Ihren Speer!

— Nicht um Alles in der Welt! rief der Alte entsetzt. Diebe und Brandstifter greife ich damit an, nicht aber Verstorbene, die aus ihren Gräbern steigen. Läßt man sie in Ruhe, so thun sie keinem Menschen ein Leid; aber an Dem rächen sie sich, der es freventlich wagt, die Hand nach ihnen auszustrecken.

— So muß ich allein gehen.

— Thun Sie das nicht.

— Ihren Speer, Stopp!

Gottlieb wollte ihm die Waffe entreißen; der Wächter aber hielt sie kräftig fest und entriß sie dem jungen Manne, der zornig ausrief: „Ihr seid ein Narr!“

— Der will ich auch bleiben, Herr Schulmeister. Ich bin der Todtengräber und muß mit den Todten umgehen, die ich

mir nicht zu Feinde machen darf. Was denken Sie denn? Ich würde kein neues Grab mehr fertig bringen, das Erdreich würde immer wieder einstürzen ... Nein, mit den Todten verderbe ich es nicht!

— Es ist Eure Pflicht, daß Ihr mir beisteht.

— Gegen die Lebendigen, aber nicht gegen die Todten. Davon steht Nichts in meinem Reglement. Lassen Sie sich warnen, Herr Schulmeister, Sie begehen eine Frevelthat, die große Strafe nach sich zieht.

Aber der Schulmeister achtete der Warnung nicht.

— Ich habe schon zu lange gezaudert! rief er.

— Bleiben Sie, Herr! Ich muß fort, mein Dienst ruft mich ... Wenn Ihnen etwas passirt, ich kann nicht zu Hülfe kommen. Elf Uhr ist vorüber ... um Gottes willen, Herr!

Gottlieb hörte nicht. Er ging mit raschen Schritten dem Erbbegräbnisse zu. Nichts hinderte ihn, die Stätte zu untersuchen, das Alabasterkreuz war unverletzt, die Herbstblumen standen unversehrt auf dem Hügel und die Wand mit dem kleinen Schirmdache war dieselbe, die man am Tage zu sehen gewohnt war. Die Erde zeigte keinen Riß, keine Oeffnung. Rings ragten die Kreuze und Steine empor wie sonst. Den Zaun, der sich rechts und links von der Mauer ausbreitete, jetzt zu untersuchen hielt Gottlieb nicht für rathsam, da er ohne Waffen war. Er schloß, daß hier mehr als eine Person thätig sein müsse, um die Mystification zu bewirken, denn für eine solche hielt er die ganze Geschichte.

— Stopp! rief er. Stopp!

Aber der Wächter antwortete nicht; er hatte sich entfernt und blies jenseits des Schulhauses in sein Horn, daß der lang gehaltene Ton weithin über das Dorf schallte. Gottlieb lauschte noch einige Augenblicke ... Nichts ließ sich vernehmen als das leise Rauschen des Windes und der schwerfällige Pendelschlag der Uhr im Thurme. Dem Schulmeister fehlte es nicht an

Muth; aber er konnte sich doch eines Grauens nicht erwehren inmitten der Gräber, in der Nähe des alten finstern Kirchleins und umgeben von nächtlicher Stille. Er warf noch einen Blick auf das Erbbegräbniß und ging dem Schulhause zu, das finster und still vor ihm lag. Nachdem er mit dem Schlüssel die Thür geöffnet und sorgfältig wieder geschlossen hatte betrat er sein Zimmer und zündete Licht an.

— Das war ein saurer Tag! dachte er. Soviel steht fest: Dem Pfarrer dürf ich nicht trauen, trotz seiner liebreichen Worte, und Friederiken heirathe ich nicht, auch wenn man mir die schöne Stelle entzieht. Könnte ich nur Licht in die seltsame Spukgeschichte bringen, die schlau und gewandt erdacht und ausgeführt ist. Leugnen kann ich nicht, daß ich minutenlang die Gestalt gesehen habe; aber für einen Geist halte ich sie nicht . . . ich werde wohl bald die richtige Erklärung finden. Aber Lieschen, das gute Mädchen . . . mir fällt es schwer, die Geliebte zu meiden . . . Gott wird ja wohl bald eine Aenderung der Dinge fügen.

Er setzte sich an den Schreibtisch und trug die Ereignisse, die ihn so lebhaft beschäftigten, in sein Tagebuch. Nach Mitternacht begab er sich zur Ruhe. Der nächste Morgen brachte schönes klares Wetter. Gottlieb war schon früh wach; er machte Toilette und ging nach dem Erbbegräbnisse. Der alte Stopp kam soeben mit Hacke und Schaufel an; er wollte ein Grab graben für eine arme alte Frau, die Tags zuvor gestorben war. Der Alte rauchte wie gewöhnlich sein Pfeifchen und legte ruhig die Arbeitsgeräthschaften nieder.

— Guten Morgen, Herr Schulmeister!

Gottlieb dankte.

— Wissen Sie es schon Herr?

— Was denn, Freund Stopp . . .

— Gegen drei Uhr Morgens ging ein Feuer auf über Klein-Radeck hin.

— Es ist nicht möglich!

— Wie ich Ihnen sage.

— Was ist abgebrannt?

— Wir wissen es noch nicht, Herr! Ich weckte Kleemann, der den Befehl zum Stürmen geben muß. Da gingen wir auf den Hügel und sahen, daß das Feuer zu weit war! wir brauchten also mit der Spritze nicht auszurücken. Es war ein sehr heller Schein, muß viel niedergebrannt sein. Wir werden es heute wohl noch erfahren. wo das Unglück gewesen, das mir unsere Spritze prophezeit hat. Was meinen Sie nun, Herr Schulmeister? Ist das Arbeiten der Spritze Aberglauben?

— Der Zufall hat es so gefügt, Stopp!

— Ach was, Herr Schulmeister, es giebt keinen Zufall, was geschieht auf der Welt läßt unser Herrgott geschehen. Das hat der Herr Pfarrer oft gepredigt und der Herr Pfarrer hat Recht! Wollen Sie die weiße Gestalt auch in Abrede stellen, die wir Beide gesehen haben? Ich erzählte es Kleemann diese Nacht ... der meinte auch, es habe Schweres zu bedeuten für den Gutsherrn, der sich viel zu früh wieder verheirathet hätte.

— Habt Ihr dem Kleemann auch gesagt, daß ich dabei gewesen?

— Ei freilich! Warum sollte ich ihm das verschweigen? Es war recht gut, daß ich einen Gewährsmann hatte, nun bin ich doch nicht immer der Einzige, der Nachts solche Dinge sieht. Und leugnen können Sie es nicht, Herr Schulmeister, denn Sie sind hingegangen und haben untersucht. Was haben Sie gefunden? Da sehen Sie das Erbbegräbniß an ... kein Grashalm ist geknickt, keine Blume ist zertreten ... das muß ein Geist gewesen sein, der keinen Körper hat.

Gottlieb konnte auf diese Argumentation Nichts erwiedern Aber er untersuchte die Hecke.

— Ah, rief der Todtengräber, Sie glauben wohl, daß sich eine Lücke vorfindet?

— Ja, guter Alter!

— Da sind Sie im Irrthume.

— Warum denn?

— Weil ich für die Erhaltung der Hecke sorge. Es kann kein Hase hindurchschlüpfen. Das Wild richtete mitunter großen Schaden an auf den Gräbern . . . nun aber geht es nicht mehr, ich habe dafür gesorgt.

Der Schulmeister erkannte wirklich, daß ein Durchdringen der dichten Hecke unmöglich war. Gern hätte er dem Alten noch Schweigen auferlegt, aber er unterließ es, um nicht ein zu großes Gewicht auf die Sache zu legen, die er für Mystification oder Sinnestäuschung hielt. Die Schulkinder kamen von allen Seiten zu dem Unterrichte. Gottlieb begann sein Tagewerk. Als die Vormittagsstunden dahin waren, ging er in den Krug, um dort sein Mittagsmahl zu halten. Einige dort eingekehrte Bauern sprachen von dem Brande, der in der Nacht stattgehabt; sie wußten auch schon, daß der Nachtwächter Stopp die Spritze hatte arbeiten hören.

— Wo ist der Brand gewesen? fragte Gottlieb.

Einer der Landleute antwortete:

— In Wolfshagen, vier Stunden von hier. Die große Scheuer des Ritterguts ist abgebrannt. Man vermuthet Brandstiftung.

Der Wirth kam und fragte vertraulich:

— Herr Straßberg, ist es denn wirklich wahr, daß sich auf dem Erbbegräbnisse der Gutsherrschaft Frau Sidonie gezeigt hat diese Nacht?

Gottlieb, der sein Mahl beendet, sah forschend den Wirth an.

— Wie kommen Sie dazu, mich zu befragen?

— Der alte Stopp erzählte, Sie wären dabei gewesen und hätten das weiße Gespenst gesehen. Es soll mit beiden Händen nach dem Gute hinübergedroht haben, wo das junge Ehepaar lebt.

— Glaubt doch so etwas nicht, Freund Krüger. Der alte Stopp ist ein wunderlicher Mann, der oft von der Einbildung geplagt wird. Es ist weder die Geschichte mit der Feuerspritze noch mit dem Spuke wahr.

— Stopp hat aber den Herrn Schulmeister als Zeugen angegeben.

— Er hat es mir erzählt, weiter weiß ich nichts.

Straßberg hielt es für gerathen, diese Ausrede anzuwenden, denn er wollte nicht dazu beitragen das Gerede über Granfeldt zu vermehren. Hätte er ein Wort der Bestätigung gesprochen, so würde das Unheil groß geworden sein. Er mußte also die Nachricht des Wächters dementiren. Da er Abends nicht zu Lieschen gehen konnte, folgte er der Einladung des Gutsherrn. Granfeldt war erfreut, den intelligenten Straßberg, der nicht viel jünger war als er selbst, zu empfangen. Heitere Gespräche würzten das Nachtessen, das heute wegen der kühlen Witterung in dem an den Saal grenzenden Zimmer eingenommen ward. Marie entfernte sich nach Tische, die Männer allein blieben zurück. Das war dem Schulmeister recht; er konnte nun die Spukgeschichte erzählen und er erzählte sie, weil er es für Pflicht hielt, den befreundeten Gutsherrn auf Das aufmerksam zu machen, was hinter seinem Rücken vorging. Auf andere Weise würde der brave Mann nie ein Wort davon erfahren haben.

Granfeldt schüttelte bedauerlich lächelnd den Kopf.

Der alte Werner hatte aufmerksam zugehört.

— Sie selbst, Herr Straßberg, fragte er, haben also die Gestalt gesehen?

— So deutlich und so lange, daß ich an der Wahrheit nicht zweifeln darf. Der Wächter stand neben mir und betete.

— Und auf unserm Erbbegräbnisse?

— Ja, Herr Werner.

— Sie haben einen Fehler begangen.

— Wie?



— Statt zu warten hätten Sie den Spuk ergreifen sollen, dann würden Sie des Pudels Kern schon erkannt haben.

— Ich rang einige Augenblicke mit dem alten Stopp, der mir hartnäckig den Speer verweigerte.

— Diese Verzögerung durfte nicht eintreten.

— Wenn man ohne Waffen ist muß man Vorsicht anwenden.

— Sie haben Recht, sagte Bodo Granfeldt; wer die Spitzbüberei so weit treibt, daß er Scenen dieser Art auf einem Grabe vorbereitet, kommt sicherlich nicht ohne Waffen. Das Kreuz ist mit einem schweren Hammer zerschlagen . . . Dieser Hammer konnte auch Sie treffen. Vielleicht war es darauf abgesehen. Daß Sie, Herr Straßberg, Muth und Entschlossenheit besitzen, haben Sie bei der Rettung meines Bruders bewiesen. Nun ist es nöthig, daß auch ich Ihnen die Erscheinung mittheile, die ich gehabt, als ich das verletzte Kreuz vorfand.

Bodo berichtete das Ereigniß, das er am Abende seines Hochzeitstages auf dem Grabe beobachtet hatte.

— Sie sehen, schloß er, daß ein Mann in dem weißen Kleide steckt. Verfahren Sie nicht unüberlegt, lieber Freund, ich empfehle Ihnen Vorsicht. Sie haben es mit einem nichtswürdigen, verwegenen Menschen zu thun, der auf Kosten des Spuks einen Todtschlag zu verüben im Stande ist.

— Der Pfarrer steckt dahinter! behauptete Werner. Er giebt dem Aberglauben Nahrung und verstärkt sein Ansehen, während er unsern Gutsherrn in der öffentlichen Meinung herabzusetzen sucht. O, die Geschichte ist so schlau eingefädelt, daß man dem Urheber derselben seine Bewunderung nicht versagen kann.

— Mir scheint, fügte Granfeldt hinzu, der Grund liegt noch tiefer.

— Was vermuthen Sie? fragte Werner.

— Ich kann mich jetzt noch nicht darüber aussprechen; nur

soviel will ich andeuten, daß noch einige entfernte Verwandte des verstorbenen Amtsraths Hauswald leben, die mir und meinem Sohne die Güter nicht gönnen.

— Nein, rief der Buchhalter, diese Ansicht theile ich nicht.

— Und was meinen Sie, Freund?

— Der Pfarrer allein übt seine Tücke aus; er kann die derben Worte nicht vergessen, die Sie ihm gesagt haben, und die in der Stadt vollzogene Trauung hat ihn arg erbittert. Die Geschichte wird übrigens bald vergessen sein. Stoßen wir an auf das Wohl unsers Gutsherrn und das seiner liebenswürdigen Gattin!

Der Buchhalter füllte die Gläser und Alle stießen an.

— Was beginne ich, fragte Gottlieb, wenn mir der Spuk wieder entgegentritt?

— Lachen Sie ihn aus, meinte Granfeldt.

— Nein, rief Werner.

— Man muß solche Charlatanerien mit Verachtung strafen.

— Züchtigen muß man den Frechen, der es wagt, ein Grab zu schänden! Es ist himmelschreiend! Denken Sie sich den Eclat, wenn herauskäme, daß der Pfarrer die Hand im Spiele hat... Und es muß herauskommen, damit die Bauern erfahren, wie man sie hinter das Licht führt. Haben wir den Komödianten im weißen Kleide, so haben wir auch den Principal, der die Komödie aufführen läßt. Der jetzige Gerichtsamtmann ist ein strenger Patron, er wird die Untersuchung schon zu leiten wissen. Aber verfahren wir vorsichtig, damit wir den lockern Vogel nicht verscheuchen. Eine Anzeige bei der Behörde halte ich nur dann erst für räthlich, wenn wir Boden unter den Füßen haben.

— Sehen wir ab von Gewaltmaßregeln, sagte der Gutsherr; mag Herr Straßberg thun, was er je nach Umständen für gut befindet. Den Zorn des Herrn Pfarrers braucht er nicht zu fürchten, denn er weiß, daß Groß-Radeck seine Zuflucht bleibt.



Das Kapitel von dem Spuke war bald abgethan. Werner erzählte Schwänke aus seinem Leben, Scenen aus seinem Ehestande und rief endlich in seiner Weinlaune:

— Warum sind Sie so stumm, Herr Straßberg? Tragen auch Sie zur Unterhaltung bei und erzählen Sie von dem, was Ihnen früher geschehen.

— Ach, seufzte der junge Mann, ich habe wenig Erfreuliches zu berichten. Meine Jugend war eine traurige.

— Wer war Ihr Vater? Wer war Ihre Mutter?

— Ich habe nur die Mutter gekannt.

— Wie ich, wie ich! Schon früh mußte ich selbst für mich sorgen. Trinken Sie doch, Herr Straßberg; der Wein ist vortrefflich. Auf Ihre glückliche Zukunft!

Und wiederum stießen die drei Männer an.

— Ich bin wahrlich des Glückes bedürftig, sagte Gottlieb seufzend.

— Verlieren Sie den Muth nicht, junger Freund!

— Wer wie ich vom Schicksale gebeugt ist kann sich mit Recht ein Kind des Unglücks nennen.

Gottlieb dachte an Lieschen; es kostete ihm Mühe die Thränen zurückzuhalten, die sich den Augen zu entringen drohten.

— O, rief der Buchhalter, nicht alle Menschen sind schlecht, denen Sie im Leben begegnen; man findet schon Männer, die das Herz auf dem rechten Flecke haben und dem Unterdrückten die Hand reichen. Freilich sind diese Männer zu zählen; aber sie existiren doch.

— Urtheilen Sie, meine Herren. Soweit ich in die Vergangenheit zurückdenken kann, finde ich Noth und Elend. Meine Mutter war eine arme Wäscherin, die sich und mich kümmerlich ernährte.

— Aber was that Ihr Vater?

— Er hatte die Geliebte verlassen und sich mit einem wohlhabenden Mädchen verheirathet, so erfuhr ich später.



— Ah, die alte Geschichte! rief Werner. Haben Sie auch den Namen und Stand dieses Ehrenmannes erfahren?

— Nie; meine Mutter beobachtete ein hartnäckiges Schweigen, wenigstens mir gegenüber. Oft weinte sie, drückte mich an sich und stieß mich dann plötzlich zurück als ob ich ihr Schrecken einflößte. Ich kannte das Verfahren schon und wunderte mich nicht darüber. Damals mochte ich ein Knabe von sieben bis acht Jahren sein, denn ich besuchte schon die Armenschule. Meine Mutter war oft den ganzen Tag nicht zu Hause, sie ging Morgens früh zu den Leuten, um zu waschen, und kehrte Abends spät zurück. Eine alte Frau, die mit uns das elende Dachstübchen bewohnte, gab mir ein Stück trocknes Brod und wenn es hoch kam ein Stück harten Käses dazu. Ich erinnere mich noch deutlich der Freude, die ich über diese Zugabe empfand. Das Brod schmeckte viel besser, es war ein Hochgenuß für mich. Unerklärlich blieb es mir, daß meine Mutter so wenig für mich that, obgleich sie mich lieb hatte; ich sah oft, daß sie einige Papierthaler in einen Brief steckte und diesen zur Post trug. Dann war sie für einige Tage heiter, sprach davon, daß es bald besser werden würde und daß ich dann schöne Kleider haben solle. Von Zeit zu Zeit brachte auch der Postbote einen Brief... meine Mutter weinte vor Freude und küßte mich. Diese Briefe mußten stets angenehme Nachrichten bringen. Wäre ich nicht zu jung gewesen, ich hätte vielleicht Interesse gehabt für diese Briefe; so aber ließ ich sie unberücksichtigt. Später fragte ich einmal die Mutter, warum sie das sauer erworbene Geld fortschicke und es nicht für sich behalte. „Das verstehst Du nicht, mein Kind," antwortete sie; „das Geld, das ich fortschicke, kommt Dir und mir zu Gute, Du wirst es bald sehen." Die alte Frau meinte, die Mutter spiele in der Lotterie und machte ihr deshalb Vorwürfe; aber die Mutter ließ sich nicht beirren, sie scharrte, darbte, arbeitete und schickte, so oft sie einige Thaler einwechseln konnte. Darüber verging eine lange Zeit. Eines

Morgens, es war Sonntag, brachte der Postbote einen Brief, hastig griff meine Mutter darnach und las. „Herr, mein Gott!“ rief sie und brach zusammen. Ich wollte den Brief lesen; sie entriß ihn mir. Wohin sie ihn gelegt weiß ich nicht, aber ich habe ihn nie wieder gesehen. Von diesem Tage an begann ein anderes Leben. Nach einer langen Krankheit, die meine arme Mutter überstanden, ging sie nicht so häufig mehr zum Waschen; sie blieb zu Hause, weinte oft, wenn sie mich anblickte, und verwandte mehr Sorgfalt auf mich als früher. Geld ward nicht mehr fortgeschickt und auch Briefe kamen nicht mehr an. Die alte Frau hatte einen Sohn, der Maurer war; dieser kam häufig zu uns und eines schönen Tages war Hochzeit; Straßberg, so hieß der Maurer, heirathete meine Mutter. Wiederum verfloß einige Zeit; ich ward gerade nicht schlecht behandelt, aber der Stiefvater kümmerte sich wenig um mich, und die Mutter, die wieder fleißig arbeitete, hatte keine Zeit, sich um mich zu kümmern. Nun traf mich Unglück auf Unglück. Zuerst starb die alte Frau Straßberg, die mich immer lieb gehabt hatte. Ich habe viel geweint an ihrem Grabe, denn ich begriff wohl, daß ich in der guten Großmutter meine beste Stütze verloren hatte. Der Stiefvater war gleichgültig, er meinte, er habe nun eine Last weniger. Nicht selten kam er Abends spät betrunken nach Hause, vorzüglich Sonnabends, wenn der Wochenlohn ausgezahlt war, und dann gab es Streit zwischen ihm und meiner Mutter. Ach, ich habe gräßliche Scenen erlebt! die Mutter ward gemißhandelt von dem rohen Manne und auch mich trafen seine derben Fäuste, daß ich mich unter das Bett flüchten mußte, um von dem Jähzornigen nicht erschlagen zu werden. Das Jammern und Wehlklagen meiner armen Mutter nützte nicht; sie mußte ihr gräßliches Schicksal in Geduld ertragen. Eines Abends blieb der Stiefvater aus. Da er oft spät heimgekommen achtete die Mutter nicht sonderlich darauf. Es war dies ein Fall, der Streit herbeiführen konnte; die Mutter war stets

gereizt, wenn der betrunkene Vater spät nach Hause kam. Ach, ich erinnere mich jenes schrecklichen Abends noch, als ob zwischen ihm und heute nur eine ganz kurze Zeit läge. Wir saßen in dem Dachstübchen bei trübe brennender Lampe. Die Mutter strickte, ich besorgte meine Schularbeiten. Da ward an die Thür geklopft. Ich sprang hinzu und öffnete. Nicht der Vater, ein befreundeter Arbeiter trat ein, der recht traurig aussah.

— Wo ist mein Mann? fragte die Mutter.

— In dem Hospitale, antwortete der Arbeiter.

— Was macht er dort?

— Er ist krank.

— Krank?

— Ja, und zwar recht krank, liebe Frau.

Die Mutter wollte nicht daran glauben.

— Er ist diesen Morgen gesund und frisch zur Arbeit gegangen. Ihr habt heute Lohn bekommen, da werdet Ihr wohl wieder in Wirthshause gewesen sein. Es ist unerhört! Ihr seid auch Familienvater und solltet meinen Mann abhalten, statt ihn zum Trinken zu verführen.

Der Arbeiter legte Geld auf den Tisch.

— Hier sendet der Meister den Wochenlohn.

— Was soll denn das Alles heißen? fragte betreten die Mutter.

— Ich habe es Euch schon gesagt: Straßberg liegt schwer krank im Hospitale.

— Warum ist er denn nicht nach Hause gekommen?

— Weil es nicht möglich war. Vier andere Arbeiter befinden sich auch in dem Hospitale; einer davon ist schon todt ... Es ist ein Gerüst gebrochen, auf dem Straßberg mit arbeitete ...

Jetzt erschrak die Mutter.

— Wer schickt Euch denn? fragte sie.

— Der Doctor; er läßt Euch sagen, daß Ihr gleich in das Hospital kämt, wenn Ihr Straßberg noch einmal sprechen wolltet.

Kommt nur mit, ich werde Euch führen. Auch der Gottlieb soll kommen, der Vater will ihn sehen.

Die Mutter löschte die Lampe aus und verschloß die Wohnung. Wir hatten einen weiten Weg bis zu dem Hospitale. Der Arbeiter erzählte wie das Unglück geschehen sei. Bausteine hätten die Arbeiter zerschmettert, die von dem schwer beladenen Gerüste zur Erde gestürzt wären. Ein großer Stein habe dem Vater die Brust verletzt. Es sei Niemand Schuld an dem gräßlichen Unglücke. Der Maurer, der auf der Stelle todt geblieben, hinterlasse eine Frau und fünf Kinder. Von den schwer Verwundeten könnten auch schon einige gestorben sein.

— Ist denn Straßberg schwer verwundet? fragte die Mutter.

— Ach ja, recht schwer! Darum bin ich ja so eilig zu Euch gekommen.

Athemlos erreichten wir das Hospital.

Man führte uns sogleich zu dem Kranken, bei dem ein Arzt beschäftigt war. Der Stiefvater hatte schon keine Besinnung mehr; er starb nach einigen Minuten unter gräßlichen Schmerzen. Wir waren gekommen, um zu sehen, wie er seinen Geist aufgab. Die Mutter brach in lautes Jammern aus.

— Ist er denn wirklich todt? fragte sie.

Der Arzt versicherte es und fügte tröstend hinzu, daß der Tod den armen Arbeiter von schweren Leiden befreit habe, da die Brust des Unglücklichen zerschmettert sei. An Heilung wäre nicht zu denken gewesen.

Die Mutter nahm meine Hand und ging mit mir nach Hause. Sie weinte nicht, sprach auch kein Wort; aber ich fühlte, daß sie heftig zitterte. Von Zeit zu Zeit stieß sie einen schweren Seufzer aus. Ich mußte die Lampe anzünden, als wir unsere Dachstube betraten; die Mutter setzte sich erschöpft auf einen Stuhl. Sie sah bleich aus und starrte das wenige Silbergeld an, das auf dem Tische lag.

— Was soll aus uns werden? sprach sie vor sich hin. Mir

liegt schon längst eine Krankheit in den Gliedern, ich werde nicht arbeiten können.

Ich sagte ihr, daß ich auf Tagelohn gehen wolle; aber sie schüttelte schmerzlich das Haupt und ging zu Bett, da ein heftiger Frost sie durchschüttelte. Am andern Morgen fühlte sie sich so krank, daß ich bei ihr bleiben und später den Armenarzt holen mußte, der zufällig in demselben Hause zu thun hatte. Die arme Mutter lag vier Wochen schwer darnieder. War ich auch damals kaum zehn Jahre alt, so bemerkte ich doch, daß mit ihr eine seltsame Veränderung vorgegangen war; sie sah mich oft mit Blicken an, die mich erschreckten. Eines Abends hatte ich die Lampe umgestoßen, daß das Oel auf den Tisch floß. Es war das letzte.

— Mensch, rief die Mutter, Du bist von jeher mein Unglück gewesen, wirst es auch wohl bleiben. Ich kann Dich nicht mehr sehen, gehe mir aus den Augen!

Sie warf mit der Lampe nach mir, die mich zum Glücke nicht traf, da es dunkel in dem Stübchen war. Am folgenden Morgen schickte sie mich zur Schule. Ich nahm die Bücher und verließ mit schwerem Herzen die Wohnung. Der Zustand der Mutter flößte mir Besorgniß ein.

Noch einmal kehrte ich zurück und bat, sie möge mich bei sich behalten; zornig schlug sie mit beiden Händen auf mich ein, sprach von Faulheit und jagte mich fort. Drei Stunden später kam ich zurück. Vor der Thür des Hauses, in dem wir wohnten, stand eine Gruppe Menschen, die sich um einen am Boden liegenden Gegenstand versammelt hatte. Mit der Neugierde des Knaben brach ich mir Bahn . . . ich schrie laut auf . . . Da lag meine Mutter mit zerschmettertem Haupte. Sie hatte sich aus dem Dachfenster gestürzt. Man schaffte die Leiche fort. Ein gutherziger Mann nahm sich meiner an; er begleitete mich in die verödete Wohnung und ließ sich meine Verhältnisse erzählen. Ich sagte Alles, was ich wußte.

Am folgenden Tage brachte er mich in das Waisenhaus. Oft kam er, um Erkundigungen über mich einzuziehen. Die Lehrer und Aufseher ertheilten mir stets Lob. Die Freude meines Wohlthäters spornte mich zu erhöhtem Fleiße an. So verflossen einige Jahre. Da sagte mir der Waisenvater: „Gottlieb, Dein Wohlthäter ist gestorben; er hat Dir so viel Geld ausgesetzt, daß Du studiren kannst. Von Ostern ab besuchst Du das Gymnasium und später gehst Du auf das Seminar, Du sollst Schullehrer werden.“ Diese Nachricht machte mich überglücklich. Ich wollte den Namen meines väterlichen Freundes wissen; der Waisenvater aber war nicht zu bewegen ihn mir zu nennen, er behauptete, der Verstorbene habe die ausdrückliche Bedingung gestellt, daß er mir unbekannt bleibe. Und so mußte ich mich denn fügen. Wenn ich später mir die Ereignisse meines Lebens zusammenstellte kam mir oft der Gedanke: Der Wohlthäter ist vielleicht Dein Vater, er will an dem Sohne gut machen, was er an der Mutter verbrochen hat. Ich habe indeß nie weder seinen Namen noch seinen Stand erfahren. Dem Willen des Testators gemäß verließ ich das Waisenhaus. Ich kam zu einem Lehrer in Pension und besuchte so lange das Gymnasium, bis ich die Reife zur Aufnahme in das Schullehrer-Seminar erlangt hatte. Wer das Geld für meine Unterhaltung zahlte weiß ich ebenfalls nicht. Ich ließ es an Fleiß nicht fehlen. In dem Abgangs-Examen erhielt ich Nummer Eins. Einige Zeit ernährte ich mich durch Privatunterricht, dann schickte man mich als Adjunct zu dem alten Hattorf. Das Uebrige ist Ihnen bekannt.

Gottlieb schwieg und zündete die Cigarre an, die der Gutsherr ihm reichte.

— Junger Freund, rief Werner, Ihre Mutter ist ohne Zweifel schmählich betrogen! Jammer und Elend haben sie an die Seite des Maurers getrieben. Es ist dies zwar eine von den Geschichten, die oft passiren, aber der Mensch, der ein armes Mädchen unglücklich macht, bleibt ein Schurke erster Rangord-

nung. Haben Sie nie über den Briefwechsel Ihrer Mutter etwas erfahren?

— Nie!

— So wissen Sie auch den Zweck der Absendung des sauer verdienten Geldes nicht.

— Ich habe nicht einmal eine Vermuthung, Herr Buchhalter.

— Der Wohlthäter wird wohl Ihr Vater gewesen sein.

— Vermuthlich.

— Ist es Ihnen auf keine Weise möglich gewesen Näheres über ihn zu erfahren?

— Nein. Vielleicht habe ich mir zu wenig Mühe gegeben. Als ich die Stadt verließ, um nach Wideborn zu gehen, wollte ich den Waisenvater noch einmal besuchen . . . Der brave Mann schlummerte schon in der Erde. Sein Nachfolger kannte die Angelegenheit nicht; so blieb es beim Alten.

— Wer hat Sie zu der Stelle des Adjuncten vorgeschlagen?

— Der Seminar-Director, dessen besonderer Gunst ich mich erfreute.

— Ihre Vergangenheit wird wohl abgethan sein; sorgen Sie für die Zukunft. Es ist wahr, Sie haben bisher keine Rosen auf Ihrem Lebenspfade gefunden . . . um so abscheulicher ist es, daß Sie durch die Ränke eines Mannes, der christliche Liebe und Moral predigt, an dem Einlaufen in den Hafen der Ruhe behindert werden. Und nach einer solchen Jugend sollen Sie Ihr Jünglings- und Mannesalter dieser Friederike opfern . . . Herr Straßberg. Fräulein Haas ist eine Xantippe, die sich mit Gewalt unter die Haube zu bringen sucht. Jetzt spielt sie die Schmachtende, die Liebende, die Gutmüthige . . . gerade wie ihre Mutter; aber wehe Ihnen, wenn sie Ihre Frau ist!

— Werner, rief der Gutsherr lachend, kennen Sie denn dieses Fräulein so genau?

Des Greises Augen rollten.

— Ich kenne diese Dame! sagte er bestimmt. Verleumden

ist meine Sache nicht; aber wenn ich einen jungen Mann vor Unglück bewahren kann, vor demselben Unglücke, das mir mein ganzes Leben verbittert hat, so rücke ich frank und frei mit der Sprache heraus und schildere die Menschen wie sie sind. Sonst hätte ich geschwiegen.

Man leerte die Gläser und trennte sich.

Werner trat mit dem Schulmeister zugleich in den Hof. Die Nacht, obwohl etwas kühl, war wunderbar schön. Die Sterne prangten in voller Klarheit und tiefe Stille, nicht einmal von einem Lufthauche gestört, lag über der ruhenden Erde.

— Herr Straßberg, sagte der Buchhalter, das Gespräch und der Wein haben mich aufgeregt, ich kann noch nicht schlafen . . . auch reizt mich das schöne Wetter zu einem Spaziergange . . ich begleite Sie durch das Dorf.

— Gut!

— Vielleicht erblicken wir den Geist.

— Möglich, denn er pflegt nach Aussage des Wächters gegen elf Uhr zu erscheinen.

— Gewöhnlich wählen die Wesen dieser Art die Mitternachtsstunden, um die Schauer vollständig zu machen . . . warten Sie einige Augenblicke, ich hole meinen Oberrock und begleite Sie nach dem Friedhofe.

Werner betrat sein Zimmer, warf sich in den Rock und steckte ein geladenes Pistol ein, das stets über seinem Bette hing. So ausgerüstet kam er nach einigen Minuten zurück. Daß er sich bewaffnet verschwieg er dem Schulmeister. Beide verließen den Hof, dessen Pforte Werner hinter sich schloß. Sie gingen, ein leises Gespräch führend, durch die Gassen des Dorfs. Am Spritzenhause saß der alte Stopp, ruhig seine Pfeife schmauchend. Man traf ihn um diese Zeit stets dort an, da er mit der Pünctlichkeit einer Uhr seine Runde machte.

— Guten Abend, Stopp! grüßte Gottlieb.
— Danke, Herr Schulmeister. Wollen Sie heim?
— Hat die Spritze wieder gearbeitet?
— Nein! Spaßen Sie nicht, Herr; Sie haben erfahren, daß die Sache ihre Richtigkeit hat. O, da ist ja auch der Herr Buchhalter! Guten Abend, Herr!
— Ich bin es, Stopp. Werden wir heute den Geist sehen?
Der Alte schmauchte bedächtig aus seiner Pfeife.
— Weiß nicht, Herr, murmelte er; es ist möglich, aber er kommt nicht jeden Abend.
— Ein vorsichtiger Geist! meinte Werner lachend.
— Sie sind auch ein Ungläubiger!
— Ich möchte den Spuk wohl sehen.
— So kommen Sie mit mir.
— Gut, gehen wir; es ist halb elf Uhr vorüber
— Erscheint der Geist pünctlich?
— Immer um diese Zeit, Herr!
— Und wer ist der Geist.
— Hm, murmelte Stopp, wer sollte er denn sein; in dem Grabe ruht Frau Granfeldt . . . eine andere kann nicht aus der Gruft steigen . . .
— Ihr meint also, Stopp, daß die erste Frau unsers Gutsherrn als Geist erscheint?
— Das meine ich nicht, lieber Herr, das ist gewiß! Fragen Sie nur den Herrn Schulmeister . . .
— Er hat mir schon davon erzählt.
— Und doch wollen Sie nicht glauben?
— Ich glaube nur das, was ich gesehen habe.
— Da kommt auch Herr Kleemann, der sich überzeugen will!
Eine Gestalt trat aus der Dorfgasse. Es war wirklich Kleemann, der mit dem Nachtwächter Verabredung getroffen hatte.
— Komme ich noch recht? fragte er von Weitem
— Jawohl! murmelte der Wächter, der sich der Würde

seines Amtes bewußt war. Es ist auch noch Gesellschaft da.

Kleemann begrüßte die beiden Männer. Ueber die Anwesenheit des Schulmeisters war er erstaunt.

— Sind auch Sie ein Neugieriger? fragte er. Sie wollen das Ding wohl zweimal sehen?

— Wenn es angeht, meinte Gottlieb.

— Sprechen Sie nicht so viel, meine Herren, mahnte der Nachtwächter.

— Warum?

— Die Geister lassen sich nicht spotten.

— O, rief Werner, sind sie so empfindlich?

— Nein; aber sie dulden nicht, daß man sie lächerlich macht. Den bestrafen sie, der frevelt. Der Jordan da unten im Dorfe hat gotteslästerlich über den Geist geschimpft . . . Jordan geht nämlich nie zur Kirche, er ist ein Freigeist . . .

— Das ist wahr! murmelte Kleemann. Der Jordan glaubt an Nichts . . . Das hat er von den Soldaten mitgebracht. Aber er ist sonst ein rechtlicher Mann, der es sich sauer werden läßt, um ehrlich durch die Welt zu kommen. Was ist dem Jordan denn geschehen?

— Wissen Sie es denn noch nicht?

— Kein Wort, Stopp!

— So will ich es Ihnen sagen. Gestern Abend, ehe ich meinen Dienst antrat, komme ich in die Schenke . . . Da war Jordan, der mit andern Bauern über die Geistergeschichte discurirte Alle glaubten daran, nur Jordan nicht, der Worte äußerte, die ich nicht wiederholen mag. Ich versicherte ihm, daß ich mehr als ein Mal den Geist gesehen hätte . . . Da fuhr er auf mich los und schimpfte ganz erbärmlich.

— Das sieht ihm ähnlich! meinte Kleemann.

— Weiter, weiter! rief der Buchhalter.

— Jordan sprach von Spitzbuben und Betrügern und lachte mich aus, als ich von der Rache sprach. „Was können sie mir

denn thun? Mir wird ein solches Ding nicht vor die Nase kommen, denn ich weiß damit umzugehen. Ihr Alle, die Ihr daran glaubt, seid Narren, Ihr müßt geprügelt werden!“ So eiferte der Mann und wollte mich beim Kragen nehmen. „Wartet nur, rief ich ihm zu, Ihr werdet Eure Vermessenheit büßen!“ So ging ich weg von ihm. Der Mensch lachte wie toll hinter mir her. Heute Morgen kommt er in seinen Stall . . . Da liegt das beste Pferd todt auf der Streu, und er hat nur zwei. Das andere wird auch wohl daraufgehen, denn es hat den ganzen Tag Nichts gefressen. Gegen Abend stand Jordan ganz betrübt vor dem Hause; ich wollte ihm Nichts sagen, der arme Mensch dauert mich; aber an die Rache der Geister wird er nun wohl glauben.

Kleemann blieb stehen.

— Ist das wahr, Stopp? fragte er bestürzt.

— Sehen Sie morgen nach, es ist so wie ich erzähle. Jordan ist ein geschlagener Mann. Wie lange hat er gebraucht, um sich die Pferde anschaffen zu können . . . nun hat er sie über Nacht verloren. Was Deines Amts nicht ist, da laß Deinen Vorwitz.

— Ich habe die Pferde vorgestern noch kräftig und gesund gesehen, meinte Kleemann. Beide sind junge Thiere, die Jordan auf dem letzten Frühjahrsmarkte gekauft hat . . . man sollte es nicht für möglich halten!

Stopp schüttete die Asche aus dem Kopfe seiner Pfeife, indem er antwortete:

— Nennen Sie mich einen schlechten Menschen, wenn Jordan morgen mit seinen Pferden auszieht. Ich sage nur die Wahrheit und bei der Wahrheit bleibe ich. Wer so viel erlebt hat als ich, der kann was erzählen. Hüten Sie sich, meine Herren, der Vorwitz wird immer bestraft. Es werden wohl noch andere Ungläubige an die Reihe kommen.

— Also auch wir? fragte Werner.

— Wenn Sie aus Vorwitz in der Nacht den Friedhof betreten stehe ich für Nichts ein.

— Aber mein Freund, der Schulmeister, hat doch in der Nacht das Erbbegräbniß durchsucht, ohne daß ihm bis jetzt etwas zugestoßen ist

— Warten Sie nur, es bleibt nicht aus. Die Geister strafen immer am empfindlichsten Flecke. Ich wünsche dem Herrn Schulmeister alles Gute . . . aber, aber!

Kleemann war unschlüssig geworden.

— Herr Buchhalter! murmelte er leise.

— Was denn, lieber Kleemann.

— Wollen Sie den Kirchhof jetzt betreten?

— Ei freilich, deshalb bin ich ausgegangen. Es lassen sich nicht immer Geister sehen, man muß die Gelegenheit benutzen, wenn sie sich bietet. Trifft Alles ein wie Stopp gesagt hat, so will ich aller Welt verkünden, daß die Frau unsers Gutsherrn umgeht. Aber bis dahin . . .

— Sprechen Sie nicht weiter! flüsterte Kleemann.

— Warum nicht?

— Es ist doch gut, daß man sich vorsieht.

— Wollen Sie uns nicht begleiten?

— Ich habe zwölf Pferde im Stalle, lieber Herr Buchhalter, die ich nicht gern einbüße.

— So halten Sie sich fern; Sie brauchen sich nicht zu betheiligen, können aber beobachten und uns, wenn es nöthig ist, zu Hülfe kommen.

— Zu Hülfe kommen? fragte Kleemann.

— Gewiß, wir wollen mit dem Geiste anbinden und ihn höflich um seinen Reisepaß fragen. Da Sie Gemeinderath sind haben Sie ein Recht dazu. Sie müssen über papierloses Gesindel wachen, das ist Ihre Pflicht.

— Ich weiß doch nicht, Herr Buchhalter, ob mein Recht so weit geht . . .

— Mann, Sie fürchten sich wohl gar?

— Nein, das eben nicht; aber ich denke an das Sprichwort: Was Deines Amtes nicht ist, da laß Deinen Vorwitz.

— Sie erfüllen die Pflichten Ihres Amtes nicht, wenn Sie zurückbleiben. Kleemann, ein verständiger Mensch wie Sie, der Sie stets für Recht und Ordnung auftreten, sollte eine so lächerliche Geschichte im Dorfe nicht dulden.

— Das wohl, das wohl!

— Sie kommen von Obrigkeitswegen und die Obrigkeit hat Gott eingesetzt, wie der Herr Pfarrer ganz richtig predigt. Also vorwärts, der Geist muß sich legitimiren, wenn er nicht in das Gemeindegefängniß wandern will.

— Aber Jordan's Pferde, lieber Herr . . .

— Wären ebenfalls gestürzt, auch wenn Jordan nicht gotteslästerlich geschimpft hätte. Der Bezirksthierarzt wird Ihnen morgen beruhigende Auskunft geben. Es freut mich, daß Sie gekommen sind. Also vorwärts!

Werner ergriff Kleemann's Arm und zog ihn mit sich fort. An der Treppe des Kirchstiegs erreichten sie die beiden voranschreitenden Männer. Alle stiegen die Stufen hinan. Kaum hatten sie die Stufen betreten als Stopp leise rief:

— Da, da ist er schon!

— Wo? Wo?

— Auf dem Erbbegräbnisse. Alle guten Geister loben Gott den Herrn! Ich gehe nicht weiter.

— Von dem Erbbegräbnisse herüber, das der Treppe in einer Entfernung von vielleicht zweihundert Schritten gegenüber lag, schimmerte ein weißer Streifen in ungewissen Umrissen. Es war zu weit, man konnte nicht deutlich unterscheiden.

— Sehen Sie? fragte Straßberg den Buchhalter.

— Ich sehe allerdings einen weißen Gegenstand.

— Auch ich! murmelte Kleemann, der hinter dem Nachtwächter stand und am ganzen Körper zitterte.

— Das ist der Geist! erklärte Stopp. Er ist heute pünctlich gekommen, um die Ungläubigen zu überführen. Ich wußte es wohl.

— Vorwärts! befahl Werner, der das Pistol aus der Tasche gezogen hatte und entschlossen vorgehen wollte.

Kleemann hielt ihn zurück.

— Nicht von der Stelle! murmelte er mit bebender Stimme. Wenn man so überführt wird, so wäre es Vermessenheit . . .

— Lassen Sie mich allein gehen; aber kommen Sie, wenn ich rufe.

— Nein, nein! Ich unterstütze den Frevel nicht, Herr Buchhalter. Folgen Sie meinem Rathe, ich bitte Sie! Sehen Sie doch nur, die Gestalt wird immer größer, sie ragt weit über den Zaum hinaus und steht mit dem Fuße auf dem Grabe. Das ist keine irdische Gestalt.

— Es wird sich bald ausweisen! Herr Straßberg, Sie sind ein Mann, Sie verlassen mich nicht! sagte Werner, der sich den kräftigen Händen Kleemann's entringen wollte.

— Ich begleite Sie! erklärte der Schulmeister.

In diesem Augenblicke begann die Thurmuhr elf zu schlagen. Der erste Schlag erschreckte die Männer, die in dichter Gruppe neben einander standen. Kleemann's Arme sanken schlaff hernieder.

— Gelobt sei Gott! murmelte Stopp. Alle guten Geister . . .

— Schon bei dem dritten Schlage versank die Gestalt; sie war wie ein Schemen verschwunden. Als der elfte Schlag verklungen, ließ sich keine Spur mehr von dem weißen Streifen entdecken.

— Sie haben sich nun überzeugt, sagte Stopp Ich muß die Stunde abrufen . . . gute Nacht! Gehen Sie nach Hause, Herr Kleemann, in der Nacht ist nicht gut sein zwischen den Gräbern, da lebt es manchmal wunderlich. Gute Nacht!

Der Alte verschwand hinter der Kirche, die in fast unheimlicher Stille auf der Mitte des Plans lag.

Werner sprach kein Wort mehr; er schritt kühn dem Erbbegräbnisse zu, das Pistol in der Hand haltend. Der Schulmeister folgte ihm. Kleemann setzte sich erschöpft auf den Stein, der auf der obersten Stufe der Treppe lag. Die beiden Männer hatten das Ziel erreicht. Nachdem sie mit scharfen Blicken die Umgebung durchspäht, ohne einen verdächtigen Gegenstand zu bemerken, wandten sie sich dem Grabe zu. Mit Entsetzen sahen sie, daß das neue Alabasterkreuz wiederum zertrümmert war ... Der rechte Arm desselben, der den Namen „Sidonie" trug, lag im Grase.

— Unerhört! murmelte Werner.

Gottlieb hob mühsam den schweren Stein empor und trug ihn aus dem Bereiche des Grabes.

— Es ist genau dieselbe Verletzung, sagte er, die man dem ersten Monumente zugefügt hat. Der Ruchlose handelt beharrlich nach einem festgestellten Systeme.

Man suchte und forschte überall. Es war vergebens ... nirgends zeigte sich eine Spur, welche die Erscheinung erklärlich machte. Und doch hatten Beide sie gesehen.

— Wir sind zu spät gekommen! murmelte Werner, der lauschend am Zaune stand.

— Könnte ich nur eine Oeffnung entdecken!

— Das rasche Entkommen durch den Zaun ist unmöglich.

— Wir haben es mit einem sehr schlauen Betrüger zu thun.

Straßberg trug den Stein nach dem Schulhause. Nun gesellte sich auch Kleemann zu den Männern, die ihm den neuen Frevel berichteten. Werner schlug vor, eine Runde um den Friedhof zu machen. Es geschah; aber sie blieb erfolglos. In der Nacht ließ sich Nichts mehr thun: die Männer trennten sich. Gottlieb suchte sein Stübchen auf. Kleemann ging mit Werner durch das Dorf, in dessen oberm Theile der Wächter aus Lei-

beschäftigten sang und blies. Die Töne seines großen Horns schallten weithin durch die Nacht.

— Herr Buchhalter, fragte Kleemann, was halten Sie von der Geschichte?

— Wenn wir uns nicht getäuscht haben, lieber Freund, so liegt ein Betrug zum Grunde.

— Ich habe mit eigenen Augen die Gestalt gesehen; dies soll mir Niemand abdisputiren. Und daß es auf dem Grabe nicht richtig ist geht aus der Verstümmelung des Kreuzes hervor. Von selbst fällt ein so harter Stein nicht auseinander. Und wohin ist die Gestalt gekommen? Ich habe es deutlich gesehen, daß sie versunken ist; sie ward bei jedem Glockenschlage kleiner ... es war als ob der Hammer der Uhr sie in die Erde trieb. So kann ein Mensch sich nicht stellen. Und wäre es ein Mensch, so müßten Sie ihn doch gefunden haben ... Herr Buchhalter, da oben ist es nicht richtig, Sie mögen sagen was Sie wollen.

Die Männer waren bei dem Thore des Gutes angekommen.

— Freund Kleemann, ich bitte Sie um eine Gefälligkeit.

— Und ich sage Ihnen tausend für eine zu, Herr Werner.

— Schweigen Sie, schweigen Sie! Wenn Sie als Gemeinderath behaupten, Sie hätten sich von der Erscheinung überzeugt, so glauben die unwissenden Bauern steif und fest daran. Warten Sie noch kurze Zeit, und das Räthsel wird gelöst sein. Wir fassen den frechen und schlauen Betrüger. Stellen Sie jetzt die Geschichte als wahr hin und der Betrug kommt später an den Tag, so haben Sie sich entsetzlich blamirt.

— Das ist wahr! murmelte der Alte.

— Sie gelten für einen verständigen, aufgeklärten Mann, für den klügsten im Dorfe ... erhalten Sie sich diesen Ruf, ich rathe Ihnen als guter Freund. Die Maßregeln, die der Gutsherr von nun an ergreifen wird, bleiben wahrlich nicht ohne Erfolg. Die Gensdarmerie wird den Grabesschänder ermitteln.

Ueberlegen Sie, ob ich Ihnen einen guten Rath ertheilt habe und handeln Sie danach. Gute Nacht!

Werner ging dem Thore zu, öffnete die kleine Pforte in demselben und verschwand. Das Geräusch, das der Schlüssel im Schlosse verursachte, war verklungen . . . tiefe Stille herrschte rings. Kleemann rieb sich die Stirn.

— Ich befinde mich in einer eigenen Lage! dachte er. Der alte Buchhalter hat Recht: ich muß mich hüten lächerlich zu werden. Auf meinen Rath hören alle Bauern, keiner thut etwas, ohne mich zuvor zu fragen . . . der Schulmeister und Werner sind gebildete Leute, sie wissen schon was sie thun und sprechen . . . kommt die Geschichte an den Tag, so bin ich wahrlich blamirt. Hätte ich die weiße Gestalt nur nicht gesehen! Ich kann ja doch glauben was ich will . . . aber in das Gerede der Leute mag ich nicht kommen.

Er hatte schon den Teich erreicht, der sich vor seinem Gute ausbreitete, als er plötzlich stehen blieb.

— Der alte Stopp könnte schwatzen, murmelte er vor sich hin; ich muß mich mit ihm abfinden.

Nun lauschte er einige Minuten.

Da hörte er hinter sich das Horn des Wächters. Kleemann ging dem Schalle nach und bald sah er den Alten, der langsam aus der stillen Dorfgasse kam.

— Stopp!

— Wer ist da?

— Kleemann.

— Gut, daß ich Sie noch treffe.

— Warum denn, Stopp?

— Ich wollte wissen, ob Sie das Grab mit betreten haben . . . mir ist recht bange um Sie, Herr Kleemann. Jordan's Unglück könnte auch Sie treffen, wenn Sie gotteslästerlich über den Geist sprechen. Ich lasse es mir nicht nehmen, Frau Granfeldt geht um, sie hat nicht Ruhe im Grabe, da der Mann sich

so schnell wieder verheirathet hat. Ich kann es ihr nicht verdenken . . . sie ist so böse, daß sie das Kreuz auf dem Grabe nicht dulden will, das ihr der leichtsinnige Mann hat setzen lassen. Ich würde auch darüber ärgerlich sein. Granfeldt hat ihr gewiß ein Versprechen gegeben, ehe sie gestorben ist. Warten Sie, warten Sie . . . da drüben auf dem schönen Gute geht was vor.

Die Verstorbene duldet eine solche Wirthschaft nicht, sie macht einen Strich durch die Rechnung. Es kommen mir allerlei Gedanken, wenn ich so allein durch das Dorf gehe . . . ich möchte nicht in der Haut des reichen Gutsherrn stecken, der den Zorn seiner verstorbenen Frau auf sich geladen hat. Die Todten lassen nicht mit sich spaßen . . . Was passirte mir als ich das letzte Grab machte? Da fand ich einen Schädel, den ich mit der Erde hinaus warf, ohne es recht zu wollen. Der Schädel rollte immer wieder zurück in das Grab, ich konnte ihn nicht fortbringen. War es doch als ob er mich höhnisch angrinzte. „Warte doch, sagte ich, wenn ich tief genug bin, sollst Du wieder hinunter . . . Da blieb er aber ruhig liegen, obgleich er nur locker an der aufgeworfenen Erde hing; ein Stein hätte sich nicht halten können. Als ich tief genug war sprang der Schädel von selbst in das Grab . . . ich bedeckte ihn leicht mit Erde und nun war Ruhe. Nachmittags kam die neue Leiche darauf. Sehen Sie, Herr Kleemann, so etwas muß man beobachten; wer nicht mit den Todten umgeht versteht das nicht. Und nun will ich Ihnen noch etwas sagen: Die verstorbene Frau Granfeldt holt ihren Sohn bald nach.

— Stopp, was sprecht Ihr da!

— Ja, Herr Kleemann, das ist ganz sicher.

— Wißt Ihr denn das?

— Freilich weiß ich das!" antwortete geheimnißvoll der Nachtwächter. Neben dem Grabe der Frau Granfeldt zeigt sich

ein Riß in der Erde . . . ein kleiner Riß . . . das bedeutet ein Kindergrab.

Dem alten Kleemann ward seltsam zu Muthe. Bei der tiefen Nachtstille machten die Worte des Todtengräbers einen tiefen Eindruck auf ihn. Um das Grauen, das sich seiner bemächtigt, zu vervollständigen, flog kreischend eine Eule über den Häuptern der Männer hinweg.

— Der Leichenvogel! murmelte Stopp. Er meldete sich schon. Der fliegt nicht von ohngefähr . . . es ist richtig, es ist richtig, da drüben geht etwas vor. Wie es ist soll es nicht bleiben . . . das wollte ich Ihnen sagen, Herr Kleemann.

Beide gingen langsam weiter An dem Teiche stieß der Wächter in sein Horn und sang mit tiefer Baßstimme das Lied ab. Nachdem er noch einmal geblasen, sagte er:

— Nun habe ich eine halbe Stunde Ruhe!

Ermüdet ließ er sich auf dem großen Steine nieder, den Kleemann hatte setzen lassen, um die Grenzen seines Guts zu bezeichnen. Hier begann das Territorium der Gemeinde.

— Stopp, ich bin mit auf dem Friedhofe gewesen.

— Ja, Herr! Und da werden Sie den Geist gesehen haben, der mit dem Schlage elf Uhr verschwand. So macht er es jedesmal, wenn er sich sehen läßt.

— Stopp, Ihr werdet keinem Menschen sagen, daß ich dabei gewesen bin.

— Warum denn nicht? fragte der Alte, der die Pfeife mit frischem Tabake füllte.

— Weil ich nicht will, daß man mich für vorwitzig hält Nehmt dieses Achtgroschenstück, thut Euch gütlich und schweigt. Ich bin Gemeinderath und müßte Anzeige machen; das will ich nicht.

— Gut, murmelte der Alte; ich begreife das. Den Vorwitz muß man unterwegs lassen. Ich werde Nichts sagen. Aber lästern Sie nicht, so könnte Ihnen was passiren.

— Im Gegentheil, ich glaube daran; eben deshalb soll nicht darüber gesprochen werden. Ihr könnt Euch morgen auch ein Brod holen und einige Käse, die ich zurecht legen lasse.

— Werde kommen, lieber Herr Kleemann! Sie sind immer gut und wohlthätig gegen die Armen . . . Ich werde für Sie ein Vaterunser beten, wenn ich wieder über den Gottesacker gehe.

— Gute Nacht, Stopp!

— Gute Nacht, Herr Kleemann!

Als der Gutsbesitzer seine Wohnstube betrat saß Lieschen noch arbeitend am Tische.

— Mädchen, warum bist Du nicht zu Bett gegangen? herrschte sie an.

— Ist es denn schon so spät?

— Es muß gleich zwölf Uhr schlagen. Marsch, zur Ruhe!

Lieschen packte die Arbeit in den Korb.

— Vater, sagte sie, ich möchte noch etwas von Dir wissen, ehe ich mich schlafen lege. Darum bin ich auch wach geblieben.

— Also aus Neugierde! Kannst morgen fragen, Mädchen; heute bin ich so müde, daß ich nicht mehr sprechen mag.

— Es wird nicht viel sein. Was hast Du denn auf dem Friedhofe gesehen?

— Nichts! antwortete kurz der Vater, der Hut und Stock an das braune Uhrgehäuse hing.

— Nichts?

— Ja, Nichts!

— Das habe ich mir doch gedacht! Die Mühe, die Du Dir genommen, war unnütz. Der alte Stopp ist bekannt als Geisterseher. Er sieht immer mehr wie andere Leute.

Kleemann starrte das große Zifferblatt der Uhr an.

— Was ist denn das? murmelte er. Die Uhr steht und mit dem Schlage elf ist sie stehen geblieben.

— Hast wohl vergessen sie aufzuziehen, meinte Lieschen, die mit der Lampe in der Hand zu dem Vater getreten war.

— Ich ziehe sie jedesmal nach dem Abendessen auf.

Er öffnete die Thür in dem Gehäuse. Erschreckt sah er, daß die schweren Gewichte oben hingen, daß er also auch heute das Aufziehen besorgt hatte. Aber der Pendel stand still und die beiden Zeiger deuteten genau die elfte Stunde an.

— Das ist doch seltsam! murmelte er. Bist Du bei der Uhr gewesen? Hast Du den Pendel angestoßen?

— Wie sollte ich dazu kommen, Vater? Es vergreift sich kein Mensch an der Uhr, mit der nur Du allein umzugehen verstehst. Die Mutter ist vor zehn Uhr zu Bett gegangen und seit dieser Zeit sitze ich allein in der Stube, die auch außer mir keine Seele betreten hat. Vielleicht ist etwas an dem Werke entzwei gegangen.

Kleemann stieß den Pendel an. Er setzte in regelmäßigen Schwingungen seine begonnene Bewegung fort. Der Schlag war kräftig wie stets; es mußte das Werk also im guten Stande sein. Kleemann schloß die Thür und schüttelte den Kopf.

— Mit dem Schlage elf Uhr verschwand die Gestalt! murmelte er.

— Was für eine Gestalt, Vater? fragte Lieschen.

Kleemann fühlte das Bedürfniß sich mitzutheilen und nun erzählte er, was auf dem Friedhofe sich ereignet hatte.

— Unsere Uhr, schloß er, ist mit dem Schlage elf stehen geblieben . . . Das muß doch wahrhaftig etwas zu bedeuten haben. Was meinst Du, Lieschen?

— Wenn Du, Vater, mit eigenen Augen die Gestalt gesehen hast, so kann ich Nichts dagegen einwenden.

— Freilich habe ich sie gesehen.

— Dem Nachtwächter glaube ich nicht; Stopp ist ein alter abergläubischer Mann, der schon viel Spukgeschichten erzählt hat.

— Lieschen, ich bin doch wahrlich nicht abergläubisch; aber daß gerade unsere Uhr stillsteht, die beste im ganzen Dorfe, die in vorigen Frühjahre der Uhrmacher erst gereinigt hat . . . das

ist doch ein seltsames Ding. Da geht sie wieder als ob Nichts vorgefallen wäre . . .

Er lauschte einige Augenblicke auf die starken und regelmäßigen Pendelschläge der Uhr.

— Vater, unterbrach Lieschen die Stille, die Gestalt auf dem Grabe ist das Werk eines Betrügers.

— Mädchen!

— Es giebt keine Gespenster.

Kleemann dachte an Jordan's Unglück; er wollte es mit den Geistern nicht verderben und darum sprach er für sie.

— Wer hat Dir das gesagt? fuhr er auf.

— Mein Bischen Verstand, Vater!

Eigentlich hatte es ihr Gottlieb gesagt.

— Dein Bischen Verstand, mein Kind, reicht nicht aus, solche Dinge zu fassen und zu erklären. Glauben sollst Du.

— An was?

— An die Geister. Ich will es, und damit Punctum!

— Aber, Vater, ich bitte Dich . . .

— Wer keine Furcht vor dem Jenseit hat, mein Kind, ist kein guter Mensch! fügte er hinzu, um den wahren Grund seiner Forderung zu verdecken. Das sagt auch der Pfarrer . . .

— Der Pfarrer! rief Lieschen schnippisch. Der Mann sagt viel!

— Aber immer die Wahrheit.

— Mitunter.

— Nein, immer, immer! Lieschen, ich bitte Dich, sei nicht vorlaut und vorwitzig. Du kennst doch den Halbspänner Jordan . . .

— Recht gut, Vater!

— Der hat auch gelästert in der Schenke . . .

— Weil er ein vernünftiger Mann ist.

— Und was hat er davon gehabt? In der Nacht sind ihm zwei Pferde gefallen.

— Nicht möglich!

— Jordan ist ruinirt, er kann wieder von vorn anfangen, kann sich wieder plagen und sorgen. Hätte er geschwiegen, so würde er den Schaden nicht gehabt haben. So, mein Kind, wird der Vorwitz bestraft. Das Stillstehen der Uhr ist eine Warnung für uns und wir wollen sie nicht unbeachtet lassen.

— Vater, Dir zu Liebe will ich nicht widersprechen; aber an Spuk glaube ich nun und nimmermehr. Mit der Gestalt auf dem Friedhofe mag es seine Richtigkeit haben . . .

— Das hat es auch!

— Aber es ist Betrug. Die Todten bleiben in ihren Gräbern . . .

In diesem Augenblicke ließ sich ein starker Knall vernehmen, ähnlich der Wirkung wenn Jemand mit einem schwanken Stocke auf den Fußboden schlägt.

Lieschen stieß einen Schrei aus.

Der Hand des Vaters entsank die Kattunjacke, die er soeben anziehen wollte.

— Mein Gott, murmelte er, das ist ja eine schreckliche Nacht!

Die Tochter sah erschreckt durch das Zimmer.

Nichts zeigte, Nichts regte sich. Das ruhige Tiktak der Uhr war das einzige Geräusch, das sich vernehmen ließ. Kein Möbel war verrückt, nicht die geringste Veränderung war vorgegangen. Nur das Flämmchen der Zinnlampe bewegte sich leise wie von einem kaum merklichen Luftzuge berührt.

— Da hast Du es! sagte Kleemann, als der erste Schreck vorüber war.

Er faßte Muth und leuchtete mit der Lampe in alle Ecken, auf den Fußboden und an die Möbel. Nichts fand sich, das den Schlag hätte erklären können. Und doch war es in dem Zimmer ausgeführt. Man hätte glauben mögen, es hätte Jemand dicht vor Lieschen auf den Boden geschlagen.

Kleemann setzte die Lampe auf den Tisch zurück.

— Willst Du noch zweifeln? fragte er leise.

— Laß mich, Vater!

— Du bist kreideweiß geworden.

— Wir wollen morgen darüber sprechen.

Jetzt ließ sich des Nachtwächters Horn vernehmen. Stopp, der am Teiche geruht, sang mit lauter Stimme: „Hört, ihr Herrn, und laßt euch sagen, die Glocke hat zwölf geschlagen!“ Während des Singens entfernte er sich, um die Runde durch das Dorf zu machen. Den letzten Hornruf ließ er schon hinter den nächsten Häusern ertönen.

— Zu Bett! befahl Kleemann.

— Ja, Vater! antwortete die Tochter schüchtern.

Sie reichte ihm die Hand.

— Wie Du zitterst! Sei hübsch fromm und gläubig, dann hast Du Nichts zu fürchten. Aber sei auch dem Vater gehorsam, der für Dich denkt und sorgt . . . ich meine es nur gut mit Dir. Der Vorwitz ist nie gut, er schadet immer. Ich wollte, ich wäre zu Hause geblieben!

Lieschen suchte die Schlafkammer auf. Kleemann blieb noch einige Zeit in der Stube, um über die wunderbaren Erlebnisse nachzudenken, dann löschte er die Lampe aus und ging in den Alkoven. Wie stets war er auch am nächsten Morgen der Erste im Hause, der das Bett verließ. Kaum hatte er die Kleider angelegt, so durchsuchte er die Ställe. Er fand nichts Beunruhigendes. Sein Viehstand war vortrefflich. „Gut, dachte er, ich werde mich wohl hüten zu lästern. Aber den Jordan möchte ich doch sprechen.“

Er ging um den Teich zu einem kleinen, aber wohl erhaltenen Gehöfte. Das Wohnhaus, weiß angestrichen, bestand nur aus einem Erdgeschosse; vor Kurzem hatte es noch ein Strohdach bedeckt; jetzt prangten rothe Ziegeln und ein neuer Schornstein, aus dem eine leichte Rauchsäule emporwirbelte. Das Hofthor stand offen. Wohin der Blick sich wendete entdeckte es



Ordnung und Reinlichkeit. Jordan hatte sich geholfen, wie die Bauern sagten; er war durch eigene Kraft ein Halbspänner geworden, das heißt, ein Bauer, der mit zwei Pferden arbeitet. Früher war er Husar gewesen, hatte sich eine Frau genommen, die ihm das kleine damals mit Schulden belastete Gut zugebracht, und nach und nach hatte er die Schulden abbezahlt und sich in letzter Zeit zwei stattliche Pferde gekauft. Der alte Husar, der Manches erlebt, dachte freilich anders als die Bauern; aber er ward doch allgemein geschätzt, wenn er in der Schenke auch stets das große Wort führte.

Kleemann klopfte an das kleine Giebelfenster.

Die Frau öffnete.

— Nachbar Kleemann! sagte sie traurig.

— Wo ist Jordan?

— Da sitzt er im Sorgenstuhle.

— Wie steht's mit den Pferden.

— Das zweite ist auch dahin.

— Oho! Es ist also doch wahr.

Die Gattin des Halbspänners weinte; sie mußte von dem Fenster zurücktreten.

— Frau, rief Kleemann, schickt mir den Jordan heraus!

— Er wollte so mit Euch sprechen, Nachbar!

— Nun, so soll er kommen!

Fünf Minuten später trat der Halbspänner aus dem Thore Es war ein kräftiger Mann von fünfzig Jahren. Das volle Haar und der große Backenbart, der sein rundes Gesicht schmückte, waren noch dunkel. Traurig reichte er dem Nachbar die Hand.

— Ich habe es nicht glauben wollen, Jordan! sagte Kleemann mitleidig. Das ist ein harter Schlag.

Jordan biß die Lippen zusammen.

— Habt Ihr den Thierarzt gehabt? fragte Kleemann.

— Gestern Abend noch!, anwortete Jordan nach einem schweren Seufzer.

— Was meint er denn?

— So gut wie Nichts; er sprach von verdorbenem Futter ich weiß doch wohl ein Pferd zu behandeln. Hin ist hin ...

— Verzagt nicht, Nachbar!

— Ihr habt gut reden; mir sind fünfhundert Thaler verloren gegangen. Um Johannis habe ich die letzten sechzig Thaler abbezahlt ... Nun bleibt mir das Nachsehen. Ich habe mich gequält und geplagt ... Daß mir so etwas passiren muß!

Der Halbspänner wischte sich die Thränen aus den Augen.

— Nachbar, ich bedauere Euch; sind denn die Pferde wirklich ohne Euer Verschulden gefallen?

— Ja wohl.

— Habt Ihr kein Versehen begangen? forschte schlau der Alte. Besinnt Euch doch ...

— Was hilft das Besinnen, meine Pferde kriege ich nicht wieder. Die alten Weiber schwatzen, daß ich ein Freigeist wäre ...

— Ihr seid's vielleicht auch ein Bischen, Jordan; gesteht es nur ein.

— Das hat doch mit den Pferden Nichts zu thun. An Dummheiten glaube ich einmal nicht, ich habe mir den Wind zu viel um die Nase wehen lassen ... Es ist Thorheit, daüber zu sprechen. Nachbar, ich wollte diesen Morgen zu Euch kommen.

— Was wollt Ihr denn, Jordan. Wollt Ihr mir Euer Leid klagen?

— Ich habe eine rechte Bitte an Euch und mein Weib auch. Wie es ist kann es nicht bleiben; wenn ich Nichts verdiene muß ich mit meinen Kindern umkommen ... da habe ich die schönen Fuhren aus den Steinbrüchen nach der Stadt ... Ich muß so rasch als möglich andere Pferde kaufen.

— Freilich müßt Ihr das. Die Zeit vergeht Euch sonst ohne Verdienst und die Familie will leben, Steuern und Abgaben müssen monatlich bezahlt werden. Es ist keine Kleinigkeit ...

— Aber ich habe kein Geld! sagte Jordan seufzend.

— Das ist schlimm.

— Die Pferde waren mein Reichthum, mein Alles. Nachbar, leiht mir fünfhundert Thaler ... ich weiß, Ihr könnt, wenn Ihr wollt. Das Geld soll Euch sicher gestellt werden ... Auf meinem Grundstücke lasten keine Schulden; Ihr bekommt die erste Hypothek ... Was meint Ihr dazu? Ich zahle alle Vierteljahr ab und berichtige auch die Zinsen. Daß ich ein ehrlicher Mann wißt Ihr.

— Ja, Jordan, das weiß ich, und darum thut Ihr mir so leid. Ich helfe ja gern Leuten, die unverschuldet Unglück haben.

Jordan drückte dem Nachbar die Hand.

— Das habe ich im Voraus gewußt! rief er. Es war dumm, daß ich gestern Abend den Vetter meiner Frau angesprochen habe, den Westphal ... der hat's, er braucht nur in den Geldsack zu greifen; aber Gott bewahre, er schlug mir's rundweg ab. Und warum? Das soll ein vernünftiger Mensch wohl nicht denken. „Soll ich auch meine Pferde verlieren? rief er wie ein Verrückter. Und die werde ich verlieren, wenn ich einem Freigeiste Vorschub leiste. Was Dir die Verstorbenen einmal genommen haben, soll kein Lebendiger ersetzen. Werde mich hüten vor solchen Geschichten, magst sehen wie Du fertig wirst; mit den Todten ist nicht zu spaßen. Wenn Du Dich nicht bekehrst, behältst Du kein Pferd im Stalle, und wenn Du alle Tage neue anschaffst.“ Ich mag die Dummheiten nicht wiederholen, die der alberne Mensch auskramte. Er fürchtet sich vor den Alfanzereien, die der alte Stopp in Umlauf setzt. Kurz und gut, ich mußte unverrichteter Sache abziehen. Das ganze Dorf ist voll davon; alle Leute glauben, der beleidigte Geist hätte sich an mir gerächt. Da sagte meine Frau: gehe zu Nachbar Kleemann, der wird Dir helfen ...

Nachbar Kleemann war wirklich geneigt gewesen das Darlehn zu geben; aber die Aeußerung Westphals, die Jordan offenherzig mitgetheilt, hatte ihn schwanken gemacht. Er dachte

an die Erscheinung, die er selbst gesehen, an das Stillstehen seiner Uhr und an den Schlag, der das vorlaute Lieschen zur Ordnung verwiesen hatte. Es waren dies Dinge, die sich nicht hinwegleugnen lassen.

— Ja, Nachbar, es ist recht schlimm, sagte er verlegen. Ich habe die Wiese des Windmüllers gekauft, Ihr wißt es doch . . .

— Das weiß ich.

— All' mein baares Geld ist darauf gegangen.

Jordan starrte ihn mit großen Augen an.

— Nachbar, stammelte er, wollt auch Ihr mich abweisen?

— Ich helfe gern wie ich Euch schon gesagt habe; aber es fehlt mir wirklich an baarem Gelde.

— Habt Ihr etwa auch Furcht wie Westphal?

— Nachbar, geht zu dem Gutsherrn, der hat immer Kasse; Granfeldt ist ein gefälliger Mann, er weist Euch nicht ab, wenn Ihr ihm Eure Lage vorstellt. Ich kann bei dem besten Willen nicht . . . Wäret Ihr vor dem Ankaufe der Wiese zu mir gekommen, da hätte ich leihen können . . . Das Geld ist ja sicher in Eurer Hand. Laßt Euch rathen und geht zu Granfeldt . . . Was sind dem fünfhundert Thaler? Eine Kleinigkeit . . . Der giebt sie Euch ganz gewiß.

Er reichte dem Nachbar die Hand und ging um den Teich seinem Gute zu.

— Also auch Ihr seid ein Schwachkopf! rief Jordan ihm nach. Das hätte ich nicht gedacht!

— Raisonnire nur, dachte Kleemann; es hat ein Jeder seine Haut zu Markte zu tragen und Jeder ist sich selbst der Nächste. Meine arme Frau ist immer kränklich, der Doctor kann ihr nicht helfen . . . Nein, ich will meinen Glauben mir bewahren und das Gewisse für das Ungewisse nehmen. Um das Geld ist es mir wahrhaftig nicht zu thun; aber Stopp hat Recht, man muß nicht vorwitzig sein. Was habe ich von dem Danke Jordan's, wenn Unglück über Unglück in meine Familie kommt? Ich habe

so lange ruhig gelebt und will auch ferner ruhig leben, das kann mir Niemand verdenken. Ich mische mich in die heiklige Geschichte nicht, und heiklich ist sie auf jeden Fall.

Jordan ging traurig zu seinem Weibe, dem er Kleemann's Weigerung mittheilte.

— Also auch er! flüsterte die Bäuerin, die in Thränen ausbrach.

— Ja, auch er! wiederholte bitter der Gatte.

— Das hätte ich nicht gedacht.

— Ich auch nicht, Frau! Die Bauern müssen vom Teufel besessen sein! Einer ist dummer als der andere.

Die Frau sah ihn entsetzt an.

— Lästerst Du schon wieder, Jordan?

— Mich ärgert die Dummheit der Menschen. O, ich weiß schon, wo der Grund zu suchen ist . . . nein, daß in unserer Zeit so etwas möglich ist. Ich würde lachen über die Tröpfe, wenn meine Lage nicht gar zu elend wäre.

— Statt zu lachen solltest Du beten! rief die weinende Frau. Wir haben kein Glück und keinen Segen, weil Du an Nichts glaubst. Ach, ich habe es immer gesagt . . . Statt in das Wirthshaus solltest Du zur Kirche gehen!

Jordan schlug mit der geballten Faust auf den Tisch.

— Fängst Du schon wieder an, Weib, Mache mir den Kopf nicht warm, ich weiß was ich thue und spreche!

— Du weißt es nicht. Kleemann ist ein verständiger Mann, der thut Nichts ohne Grund. Wenn er wollte könnte er schon leihen; aber er denkt wie Vetter Westphal und darum wendet er sich von Dir ab. Jordan, wenn Du mich und Deine Kinder lieb hast, so gehe auf der Stelle zu dem Pfarrer . . .

— Meinst Du, er rücke mit Gelde heraus? rief bitter lachend der Halbspänner. Der hilft nur mit Worten, aber nicht durch die That. Das kennt man schon.

— Du sollst ihm beichten, sollst Dein Unrecht eingestehen

und Besserung geloben, dann wird es bald anders werden mit uns. So sagt Vetter Westphal, und er hat Recht.

Jordan war feuerroth geworden vor Zorn.

— Ehe ich nach Groß-Wideborn gehe, rief er mit bebender Stimme, soll mich . . .

— Gottloser Mann! unterbrach ihn ängstlich die Frau.

— Ich bin Husaren-Unterofficier gewesen!

— Das eben ist unser Unglück; hättest es bleiben sollen!

— Frau, Frau, mache mich nicht wüthend!

— Ich kann dem Elende nicht länger ruhig zusehen. Alle anderen Bauern kommen vorwärts; wir plagen uns und arbeiten von früh bis spät, und Nichts hilft, weil der Segen Gottes fehlt, den Du durch Dein Lästern aus dem Hause treibst.

— Frau, rief Jordan, ich habe Dich gewiß lieb, so gewiß als ich vor Dir stehe; aber wenn Du mir mit solchen Dummheiten kommst gehe ich von Dir! Du sollst auf mich hören, nicht auf die dummen Bauern. Es giebt keine Gespenster und wenn das ganze Dorf sich auf den Kopf stellt. Nur ein Narr kann so etwas behaupten. Daß Du unsern Kindern Nichts davon sagst!

— Alle Tage will ich es ihnen sagen, damit sie Gottesfurcht lernen, das muß ich als Mutter, wenn der Vater gewissenlos genug ist, ihnen ein schlechtes Beispiel zu geben.

— Was, schrie Jordan, Du nennst mich gewissenlos?

— Weil Du Dich nicht belehren willst und immer schlechte Reden im Munde führst. Wer zwei schöne Pferde in einer Nacht verloren hat, sollte Gottes Hand doch wohl erkennen.

Und die Frau brach in helles Weinen aus. Dies besänftigte den Zorn des Halbspänners, der im Grunde ein guter Mensch war, wenn er auch bei jeder Gelegenheit polterte und leicht zu harten Redensarten sich hinreißen ließ.

— Frau, sagte er gelassen, es wäre unrecht, wollte ich mit Dir streiten. Das Beste ist, es bleibt ein Jedes von uns bei

seinen Ansichten. Glaube Du an Geister und Gespenster von allen Sorten; ich lache über den Spuk und werde so lange dagegen eifern als ich noch eine Lunge im Leibe habe. Zum Narren will ich unter keiner Bedingung werden, dafür bin ich Husaren-Unterofficier gewesen. Was thun denn die frommen Bauern, he? Geld scharren sie zusammen, um es in den Kasten zu legen. Aber den Nebenmenschen helfen sie nicht; da haben sie tausend Gründe, den Bedrängten abzuweisen. Aus Angst vor Verlust glauben sie an Geister und Gespenster ... O, den Westphal und den Kleemann habe ich durchschaut. Aber darum lasse ich den Muth nicht sinken ... ich werde für meine Kinder sorgen und arbeiten, die, so Gott will, tüchtige und aufgeklärte Menschen werden sollen.

Er zog den Rock an, nahm Hut und Stock und verließ das Haus.

Gleich nachdem Kleemann seinen Hof betreten hatte kam der alte Stopp, um sich die versprochene Gabe zu holen. Er erhielt ein großes Brod und ein halbes Dutzend guter Käse. Der Landmann begleitete den Nachtwächter und Todtengräber bis an das Thor.

— Stopp, sagte er, Ihr werdet schweigen wie Ihr versprochen habt.

— Verlassen Sie sich auf mich, Herr Kleemann; keine Seele erfährt ein Sterbenswort von mir. Wenn nur der Buchhalter und der Schulmeister nicht schwatzen.

— Das glaube ich nicht, die Beiden werden selbst nicht sagen, was sie auf dem Erbbegräbnisse gesehen haben. Diesen Morgen wollte Jordan Geld von mir leihen, um frische Pferde zu kaufen.

— Thun Sie das um Gotteswillen nicht! sagte Stopp bedächtig. Es darf kein Mensch den Verstorbenen entgegenhandeln, das ist eine schwere Sünde, die furchtbar bestraft wird. Verlaßt Euch darauf ... ich könnte mehrere Beispiele erzählen

von Vorwitz ... Nein, mit den Todten darf man es nicht verderben. Jordan mag anklopfen wo er will, es wird ihm nicht aufgethan. Er muß jetzt seinen Frevel büßen. Hätte er auf meine Warnung gehört, seine Pferde ständen sicher noch im Stalle und er wäre ein gemachter Mann. Merken Sie es wohl, Herr Kleemann: Die Verstorbenen strafen immer bei der empfindlichsten Stelle.

— Stopp!

— Was denn, Herr Kleemann?

— Granfeldt hat doch am meisten seine Frau beleidigt.

— Das hat er.

— Ihm ist noch kein Unglück geschehen; er lebt mit seiner zweiten Frau herrlich und in Freuden.

— Warten Sie nur, warten Sie nur! Da drüben auf dem Gute werden noch schreckliche Dinge geschehen.

— Der arme Jordan ist aber auf der Stelle bestraft.

— Niemand kann wissen, was die verstorbene Frau Granfeldt will. Und dann müssen Sie bedenken, daß Jordan mit Frau Granfeldt nicht verwandt ist ... mit ihrem Manne und ihrem Kinde verfährt sie nicht so rasch. An Jordan mußte gleich ein Exempel statuirt werden, um die Anderen abzuschrecken. Ich verstehe mich auf derlei Dinge und weiß sie wohl zu deuten. Denken Sie an mich und an das, was ich Ihnen gesagt habe.

Stopp dankte noch einmal für die empfangene Gabe und ging. Um zu seiner Wohnung zu gelangen mußte er die Hauptgasse des Dorfs passiren. Da sah er, daß Jordan traurig aus einem Gehöfte kam. Er grüßte ihn.

— Ihr dauert mich, Jordan! sagte er dann theilnehmend.

Der Halbspänner sah ihn mit Zornesblicken an.

— Brauche Euer Bedauern nicht! entgegnete er mit zitternder Stimme. Ihr habt den dummen Bauern ganz die Köpfe verdreht.

— Jordan, seid Ihr denn noch nicht zur Einsicht gelangt?

Was nützt Euch das hochfahrende Sprechen? Geht zu dem Herrn Pfarrer und beichtet . . .

Jordan hob drohend seinen Stock, indem er rief: „Ihr solltet in das Zuchthaus gesperrt werden, Ihr alter Schwätzer! Wer soviel Unheil anrichtet ist nicht werth, daß die Gemeinde ihn ernährt. Ich muß nur gehen, sonst möchte mein Stock auf Euerm Rücken tanzen!

Er entfernte sich.

— Das ist ein rabiater Kerl! dachte Stopp, der ihm nachsah. Gehe nur hin, wem nicht zu rathen ist auch nicht zu helfen. Und mit Deinem Stocke hat es gute Wege; er wird wohl fortbleiben von meinem alten Rücken.

Der arme Jordan hatte von einem befreundeten reichen Bauer vergebens ein Darlehn verlangt; er war unter den nichtigsten Vorwänden abgewiesen. Jetzt beschloß er, den letzten Versuch bei Granfeldt zu wagen, obgleich dieser ihm völlig fremd war. Eilig schritt er dem Gute zu, das er nach zehn Minuten erreichte. Ein Knecht sagte ihm, daß der Gutsherr soeben in das Büreau gegangen sei. Jordan ließ sich das Büreau zeigen, klopfte an die Thür und trat ein. Granfeldt saß, eine Cigarre rauchend, auf seinem Sessel und unterhielt sich mit dem Buchhalter. Beide schienen heiterer Laune zu sein, sie lachten als der Halbspänner die Schwelle überschritt.

— Was bringen Sie uns? fragte Werner, der ihn kannte.

— Ich möchte ein Wort mit Herrn Granfeldt sprechen.

— Wer sind Sie denn? fragte der Gutsherr.

Werner übernahm die Antwort.

— Es ist der brave Halbspänner Jordan, der unten am Teiche ein hübsches Gütchen besitzt und sich und die Seinen durch sauere Arbeit redlich ernährt. Nicht wahr, Sie sind Husar gewesen?

— Unterofficier, Herr Buchhalter.

— Der selige Amtsrath Hauswald hat oft von Ihnen gesprochen.

— Er hat mir auch manchmal geholfen, als ich meine Frau geheirathet hatte. Wäre gern Kutscher bei ihm geworden, wie es der Herr Amtsrath wünschte; aber Sie wissen wohl, wenn man eine Braut hat, die man gern heirathen will und das Gütchen, das damals verschuldet war . . .

— Jetzt geht es Ihnen gut? fragte Werner, der lebhaft an die alten Zeiten erinnert wärd.

— Nein, Herr, es geht mir sehr schlecht! antwortete Jordan mit gepreßter Stimme.

— Haben Sie Unglück gehabt?

— Ein schweres Unglück, und das eben treibt mich zu Herrn Granfeldt.

Jordan erzählte kurz und bündig seine Unglücksgeschichte.

— Das ist doch arg! rief Granfeldt, der entrüstet aufstand.

Werner schüttelte das Haupt.

— Ich bin wie ein Soldat, der in der zweiten Classe steht, sagte Jordan. Die Bauern sprechen nicht einmal gern mit mir, sie haben immer Geschäfte so oft sie mich sehen. Da bin ich denn in meiner Noth zu Ihnen gekommen, Herr Granfeldt, weil ich weiß, daß Sie an das dumme Zeug nicht glauben und ehrliche Leute gern unterstützen.

Der Gutsherr hatte am Fenster gestanden und überlegt.

— Jordan, fragte er plötzlich, wer soll, nach Angabe der Bauern, die Erscheinung auf dem Friedhofe sein?

Der Halbspänner zögerte mit der Antwort.

— Heraus mit der Sprache! rief Werner. In unserm Büreau treffen Sie nur aufgeklärte Leute, zu denen Sie ein offenes Wort sprechen können.

— Frau Granfeldt . . . so behauptet das dumme Volk.

— Demnach habe ich, meinte der Gutsherr, ohne es zu wollen, das Unheil auf Sie herabbeschworen . . .

— Lieber Herr, daran denke ich nicht; ich wende mich in meiner großen Noth an Sie, weil ich einen andern Ausweg nicht kenne. Alle Bauern fürchten sich mir zu helfen.

— Ich fürchte mich nicht; da ich es außerdem für meine Schuldigkeit halte den Schaden auszugleichen, den ich Ihnen indirect verursacht, so biete ich Ihnen die Hand unter einer Bedingung.

— O, Herr, rief der freudig überraschte Halbspäyner, Ihr Geld soll als Hypothek auf mein Gut eingetragen werden.

— Ich verlange keine Sicherheit, guter Mann; aber ich fordere von Ihnen, daß Sie dem Geiste zu Leibe gehen, der auf meinem Erbbegräbnisse Unfug treibt. Wie mir muß auch Ihnen daran liegen, Aufklärung zu schaffen. Dann mögen die Bauern die Mäuler aufsperren und sich schämen.

— Das sollen sie recht bald; ich werde Nachts Schildwache stehen . . .

— Und dann schleppen Sie den Betrüger zu mir.

— Mit Haut und Haar! versicherte Jordan. Er soll mir nicht entwischen, wie er dem alten Stopp entwischt ist.

— Nun folgen Sie mir!

Der Gutsherr ging voran. Im Hofe rief er den ältesten Verwalter, mit dem er sich leise einige Minuten unterredete. Der Verwalter ging in den Stall, dessen Thüren geöffnet waren.

— Wieviel haben Ihnen die verunglückten Pferde gekostet? fragte Granfeldt.

Gerade fünfhundert Thaler, antwortete Jordan, der gespannt der Dinge wartete, die da kommen sollten. Ich hatte die Thiere auf Abbezahlung gekauft, und da mag ich wohl fünfzig bis sechzig Thaler zu viel bezahlt haben. Der Roßkamm war ein Jude. Ich mußte froh sein, daß ich nicht die ganze Summe zu entrichten brauchte. Da habe ich nun die Steinfuhren nach der Stadt übernommen; der Baumeister wird mir das letzte Fuhrlohn nicht

auszahlen, weil ich schon zwei Tage nicht geliefert habe . . . mein Acker muß auch gepflügt werden . . .

— Warten Sie!

Nach zehn Minuten führte ein Knecht zwei kräftige Pferde aus dem Stalle.

— Jordan, sagte der Gutsherr, sind diese Thiere mit Sattel und Zeug fünfhundert Thaler werth?

Der Halbspänner betrachtete die glänzenden Füchse mit Kennerblicken.

— Untersuchen Sie genau, Sie sollen die Katze nicht im Sacke kaufen.

Jordan streichelte mit zitternder Hand die schönen Rosse.

— Sie haben nur gutes Vieh, Herr Granfeldt, das weiß Jeder.

— Sind Ihnen die Pferde recht?

— Du lieber Gott, ich weiß nicht . . . Sie treiben wohl Spaß, Herr Granfeldt . . .

Der Gutsherr flüsterte ihm zu:

— Ich schenke Ihnen die Pferde! Nehmen Sie sie gleich mit sich.

— Guter Herr! stammelte Jordan.

— Aber fassen Sie mir den Geist . . .

— Ganz gewiß, Herr!

— Das soll die Kaufsumme sein.

Jordan wollte in Dankesäußerungen sich ergießen; aber Granfeldt eilte der Thür zu, die zu dem Büreau führte. Der Halbspänner stand wie eine Statue.

— Nun, Jordan, sagte der Verwalter, die Pferde sind unter Brüdern sechshundert Thaler werth; und Sie zahlen nur fünfhundert. Das nenne ich einen Kauf. Steigen Sie auf. Sie sind ja ein guter Reiter.

Jordan ließ sich das nicht zweimal sagen. Er warf den Stock zu Boden und schwang sich in den Sattel. Der Knecht

reichte ihm den Zügel des Handpferdes. Und nun sprengte der glückliche Halbspänner aus dem großen Thore.

Granfeldt und Werner standen am Fenster des Büreaus.

— Der Bauer wird sein Wort lösen, meinte der Buchhalter. Wehe dem Geiste!

— Ich fürchte nur, daß er nicht mehr erscheint.

— So giebt es noch Mittel, den Betrüger zu entdecken. Sie haben ein gutes Werk gethan, lieber Herr; dieser Halbspänner ist ein braver Mann. Ich kenne ihn lange . . . er wird sich Ihnen dankbar zeigen.

— Werner, ich gebe noch zwei Pferde darum, wenn Jordan den Geist tüchtig durchbläuet. Dann nimmt die traurige Geschichte ein komisches Ende und die Anstifter fallen der Lächerlichkeit anheim.

— Jordan ist ein verwegener Mann, er wird sich nachdrücklich an Dem rächen, der ihm hätte großes Unheil bereiten können. Es wäre entsetzlich, wenn man die Pferde vergiftet hätte.

— Der Thierarzt soll ein Gutachten abgeben; veranlassen Sie das Nöthige. Meine Frau soll die Albernheit nicht erfahren, es ist unnöthig, daß sie sich alterire.

Die beiden Männer kehrten nun zu ihren Geschäften zurück.

Den Halbspänner treffen wir in der Hauptgasse des Dorfs. Stolz wie ein Held tummelte er die muthigen Pferde, die unter seiner geübten Hand bald sich bäumten, bald im kurzen Galopp liefen. Er zeigte alle seine Reiterkünste Die Bauern, durch die Hufschläge angezogen, steckten die Köpfe aus den Fenstern. Auch Vetter Westphal zeigte sein rothes, aufgedunsenes Gesicht mit der breiten Nase und den aufgeworfenen Lippen. Jordan hielt an.

— Was sagst Du zu den Füchsen, Vetter? fragte er, sich an den Hals des schönen Thieres legend, als er ritt.

— Oh, oh, die Pferde sind gut.

— Hast sie nicht besser in Deinem Stalle.

— Wohl möglich! Sind sie denn auch bezahlt?

— Bei Heller und Pfennig. Der Geist selbst hat mir das Geld dazu geliehen.

Das rothe Gesicht verschwand, das Fenster ward zugeschlagen. Jordan lachte hell auf und ritt weiter. Bald erreichte er den Teich. Im Galopp ritt er vor das Haus, wo sein Weib mit Kleemann im eifrigen Gespräche stand. Die Bäuerin hatte rothe Augen von vielem Weinen. Als sie ihren Mann mit den Pferden ankommen sah, schlug sie die Hände über dem Kopfe zusammen; sie wollte ihren Sinnen nicht trauen. Jordan hielt einige Augenblicke an, dann jagte er im Galopp um den Teich, daß sich Kleemann von der Vortrefflichkeit der Pferde überzeugen sollte. In einer Minute hatte er den weiten Weg zurückgelegt.

— So, rief er abspringend, nun bin ich wieder Halbspänner. Dies sind meine Pferde; ich brauche die dummen Bauern nicht, die sich vor Gespenstern fürchten.

— Jordan, rief die Frau, wie bist Du dazu gekommen?

Aber Jordan hörte nicht; er zog die Rosse in den Hof, ohne sich um den Nachbar weiter zu kümmern. Kleemann reichte der Frau die Hand und ging.

Denselben Tag noch ward es im Dorfe bekannt, daß der Gutsherr dem Halbspänner geholfen hatte. Es ward viel darüber gesprochen. Alle Stimmen waren einig, daß es dem Granfeldt nicht gut gehen könne und dem Jordan erst recht nicht, der fortfuhr auf die Dummheit der Leute zu schmälen und die Erscheinung des Geistes eine Spitzbüberei nannte. Der Halbspänner war noch kühner geworden, er achtete des erlittenen Verlustes nicht und führte mehr als je das große Wort in der Schenke. Sein Weib mahnte ihn ab, aber es half Nichts. Er kam selten vor Mitternacht heim, weil er sich neben dem Erbbegräbnisse auf die Lauer legte, um mit dem Geiste anzubinden. Dieser aber ließ auf sich warten, er erschien nicht wieder. Darob ward Jordan mißmuthig, daß er einmal in der Schenke äußerte: das Ge-

spenst hat Furcht vor meinem Haselstocke, es bleibt wo es ist. „Lästert nicht, Jordan", sagte Stopp, der vor dem Nachtdienste sein Gläschen trank; „es können Wochen, Monate und Jahre vergehen, ohne daß Euch etwas geschieht . . . aber mit einem Male kommts und Ihr seid wieder ein geschlagener Mann." Jordan lachte und nannte Stopp einen Narren. Dabei blieb es. Die Geschäfte des Halbspänners gingen indeß gut; er bestellte sein Land und besorgte die Steinfuhren, die ihm ein schönes Stück Geld eintrugen. Einmal brach ihm die Axe am Wagen, weil er bei schlechtem Wege zu schwer geladen hatte. Da fand sich keiner, der ihm half; er mußte sich allein aus der Verlegenheit ziehen. Der Stellmacher und der Schmied waren zufällig Leute, die sich in der Welt umgesehen hatten und sich einen Verdienst nicht entgehen ließen; sie reparirten den Schaden und die Sache war abgethan. Aber es ward im Dorfe doch darüber gesprochen. Niemand glaubte, daß die Pferde Segen bringen würden. Jordan hörte nicht darauf, er arbeitete fleißig fort und hatte nur einen Kummer, den nämlich, daß seine Nachtwachen auf dem Friedhofe ohne Erfolg blieben; er hätte viel darum gegeben, wenn der Geist noch einmal zum Vorschein gekommen wäre. Von Zeit zu Zeit ging er zu dem Gutsherrn, wie er versprochen hatte. Granfeldt lächelte über den Eifer des Halbspänners und meinte: „Sie hätten nicht darüber sprechen sollen, Jordan; der Betrüger fürchtet Ihre Fäuste. Lassen Sie nun die Sache eine Zeitlang ruhen." Stolz erwiederte Jordan: „Ich bringe die Bauern schon noch zur Einsicht; mehrere von ihnen schämen sich schon, da sie sehen, daß mir Nichts passirt, obgleich ich bei jeder Gelegenheit raisonnire."

Granfeldt ließ zum dritten Male ein Monument auf das Grab Sidonien's setzen, einen großen, schweren Marmorstein, der der Verstümmelung Trotz bot. In den Spinnstuben wurde noch viel von dem Umgehen der Gutsherrin erzählt; die Männer schwiegen nach und nach. Kleemann sprach zwar nie seine Mei-

nung aus, aber er hatte doch allen Respect vor den Verstorbenen.

— Mutter, sagte er eines Tages zu seiner Frau, fällt Dir Nichts auf?

— Was denn, Ernst?

— Unser Lieschen ist nicht mehr wie sonst; sie geht niedergeschlagen einher und sieht blaß aus. Wie lange habe ich nicht gehört, daß sie bei der Arbeit gesungen hat. Vorhin fand ich sie in der Küche auf der Bank; da saß sie und starrte in das Feuer auf dem Herde, als ob sie was herauslesen wollte. Ich mußte sie anreden, daß sie mich bemerkte. Da fuhr sie zusammen wie vom Blitze getroffen.

— Ach ja, sagte besorgt die Mutter, ich habe es auch schon bemerkt, habe aber Nichts sagen wollen. Unsere Tochter hat sich recht verändert. Auf meine Fragen antwortete sie, daß ihr Nichts fehle. Mehr kann ich nicht herauskriegen. Wenn sie mich sieht sucht sie fröhlich zu scheinen . . . aber sie ist es doch nicht mehr.

— Wir wollen den Doctor kommen lassen.

— Vielleicht grämt sie sich, daß sie den Inspector heirathen soll.

— Ich habe ihr noch Nichts wieder davon gesagt. Anna, das hat einen andern Grund.

— Was meinst Du denn, Ernst?

Der Alte hätte gern die Geschichte von der Uhr und dem Schlage erzählt; um aber die kränkliche Frau nicht zu ängstigen schwieg er. Nach seiner Meinung trug sein Vorwitz die Schuld an Lieschen's Leiden; es sollte dies eine ihm bestimmte Strafe sein. Auch hatte ja Lieschen ungläubige Worte gesprochen und über die Erscheinung gespottet. Kleemann lebte wirklich in großen Sorgen und er bereuete nicht, dem Jordan die Gefälligkeit abgeschlagen zu haben. Er nahm sich nun vor die verstorbene Gutsherrin zu versöhnen und bei jeder Gelegenheit seinen Glauben an übernatürliche Kräfte kundzugeben. Die Uhr war nicht wieder stehen geblieben, ein Beweis, daß dem Werke Nichts

fehlte. Eine Ursache des jähen Schlages hatte er nicht entdecken können, es war weder eine Diele des Fußbodens noch ein Möbel geplatzt, wodurch ein ähnliches Geräusch hätte hervorgebracht werden können . . . und nun kam die tiefe Niedergeschlagenheit Lieschens dazu. Hätte Kleemann den Vorwitz nicht gehabt Nachts auf den Friedhof zu gehen und mit eigenen Augen sich die weiße Gestalt anzusehen, er würde weniger besorgt gewesen sein; leider hatte er sich überzeugt und da Niemand eine Erklärung des wunderbaren Ereignisses bis jetzt abgegeben, auch der Gutsherr energische Maßregeln nicht ergriff, mußte der einfache Landmann sich in der schlimmen Vermuthung bestärkt fühlen, die in ihm aufgestiegen war. Ein Blick in das Herz seiner Tochter würde das Räthsel sofort gelöst haben . . . Das arme Lieschen ward von Sehnsucht nach dem Geliebten verzehrt, den es so lange nicht gesehen und gesprochen hatte. In dem Hause des reichen Kleemann sah es recht traurig aus; die Tochter war gemüthsleidend, die Mutter kränkelte bei dem Eintritte der kalten Jahreszeit immer mehr und der Vater quälte sich mit Besorgnissen und Befürchtungen ab. An die Heirath mit den Inspector dachte er nicht mehr; er beobachtete still Weib und Kind. Den folgenden Sonntag war es sehr schlechtes Wetter. Es regnete stark und der Wind, der sich in der Nacht aufgemacht, war zu einem Orkane geworden. An dem Ufer des Teichs lagen umgerissene Pappeln und an den Dächern der Häuser zeigten sich bedeutende Schäden. Kleemann meinte, daß seit Menschengedenken ein solcher Sturm nicht dagewesen sei. Er stand am Fenster und betrachtete die Fluthen, die sich über den Hof wälzten. Da erklang das erste Läuten zur Kirche. Der Wind jagte die Glockentöne über das Dorf hin.

— Wer kann bei solchem Wetter zur Kirche gehen! murmelte der Alte.

— Ich, Vater! antwortete eine Simme.

Kleemann wandte sich und sah die Tochter sonntäglich geschmückt.

— O, mein Kind, das ist nicht wohlgethan!

— Warum denn nicht? fragte Lieschen schmerzlich lächelnd.

— Du kannst Dich erkälten, kannst unterwegs Schaden nehmen. Man jagt keinen Hund hinaus. Nein, das dulde ich nicht.

— Vater, willst Du mich von der Kirche abhalten?

— Bist ja vorigen Sonntag dort gewesen.

— Das wohl . . .

— Wärst Du nicht unpäßlich, so hätte ich Nichts dagegen. Der Weg ist weit, der aufgeweichte Boden läßt nicht durchkommen. Du trägst nur leichtes Schuhwerk . . . Nein, bleibe heute zu Hause!

— Vater, bat Lieschen, ich muß zur Kirche! Werde mir die besten Wege aussuchen und unter den Schirm gehen.

— Der Wind zerreißt Dir den Schirm.

— Er ist nicht mehr so arg.

— Mädchen, Du wirst nicht gehen!

— Vater!

— Es freut mich, daß Du Trieb zum Singen und Beten hast . . .

— Und gerade heute fühle ich besonders diesen Trieb, Vater. Ich habe mich recht gefreut auf den Gottesdienst . . .

Der Alte rieb sich die Stirn. Er fand es natürlich, daß die Tochter dem Gottesdienste beiwohnen wollte. Es gab ja kein besseres Mittel die Ruhe des Gemüths herzustellen als ein frommes Gebet in der Kirche. Und dem armen Lieschen fehlte die Ruhe des Gemüths, das wußte der Vater. Er faßte rasch einen Entschluß.

— Gut, Kind, Du sollst zur Kirche! Es wär Sünde Dich zurückzuhalten. Warte noch!

— Willst Du mitgehen?

— Nein; ich bleibe bei der Mutter, die sich nicht wohl befindet, sie hat eine sehr schlechte Nacht gehabt. Auch muß ich meine Schreibereien in Ordnung bringen.

Er riß das Fenster auf und rief den Großknecht, der gerade über den Hof ging.

— Martin!

— Was denn, Herr?

— Spanne rasch die Kutsche an.

— Wohin denn?

— Sollst Lieschen zur Kirche fahren.

— Gleich, Herr!

— Beeile Dich, es hat schon zum ersten Male geläutet.

— O, ich werde gleich fertig sein.

— Konrad mag indeß die Kutsche herausschieben vor das Haus.

Kleemann schloß das Fenster und sagte: „Nun fahre zur Kirche, ich will Dich nicht daran hindern. Sei andächtig, mein Kind, und bete für Deine kranke Mutter mit!"

Der Tochter traten die Thränen in die Augen.

— Das will ich, Vater! Der liebe Gott wird ja gnädig sein und die Mutter wieder gesund machen. Wir haben uns ja nicht gegen ihn versündigt.

Bald klopfte Martin an das Fenster und meldete, daß der Wagen bereit stehe. Lieschen ging noch einmal zu der kranken Mutter, reichte dem Vater die Hand, stieg in die Kutsche und fuhr ab.

— Es ist mir schon recht, dachte Kleemann, der durch das Fenster nachsah; mag sich die Tochter Trost und Ruhe aus der Kirche holen.

Nun setzte er sich an den Tisch, befestigte die Hornbrille auf der Nase und las so lange in der Bibel, bis der Wagen zurückkam.

— Wie steht's, Martin? fragte er aus dem Fenster.

— Der Wind geht wie toll, antwortete der Knecht; muß

— Der Wind geht wie toll, antwortete der Knecht; ich muß Jungfer Lieschen wieder abholen und die Wege sind grundlos.

— Ei freilich, schirre nur die Pferde nicht ab.

— Jungfer Lieschen will im Schulhause warten.

— Das ist gescheidt!

Lieschen hatte sich in den Hof des Schulgebäudes fahren lassen, war durch das Haus gegangen und hatte von dort aus die Kirche in dem Augenblicke betreten, als Gottlieb das Vorspiel zu dem Chorale begann. Sie wäre heute auf keinen Fall aus der Kirche geblieben, da Straßberg den Gottesdienst leitete. Der Pfarrer predigte in Groß-Wideborn. Den Geliebten zu sehen und zu hören war ihr eine Herzstärkung; deren sie nach so langer Trennung bedurfte. Sie wollte ihn heute aber auch sprechen, sie mußte ihn sprechen. Der Spukgeschichten gedachte sie längst nicht mehr. Wahrhaft inbrünstig betete sie für die kranke Mutter und zum Schlusse fügte sie die Bitte hinzu, es wolle dem lieben Gott gefallen das Herz des Vaters so zu lenken, daß ihrer Verbindung mit dem geliebten Manne Nichts mehr im Wege stehe. Gottlieb hatte in der kleinen Gemeinde sein Lieschen schon bemerkt während er zu dem Pulte vor dem Altare ging, und darum sprach er heute mit großer Begeisterung die vorgeschriebene Rede über das sonntägliche Evangelium, seine frische, markige Stimme klang hell und laut durch das Gotteshaus und Lieschen war so erbaut, daß sie laut in das „Amen!“ mit einstimmte.

Nach dem Gottesdienste wußte sie es so einzurichten, daß sie die Letzte in der Thurmhalle war. Die kleine Versammlung des Andächtigen hatte sich rasch zerstreut. Da kam Gottlieb mit Stopp, der die Bälge der Orgel getreten hatte, die Treppe herab. Stopp wollte mit dem jungen Mädchen sprechen; der Schulmeister aber beauftragte ihn nach den Gräbern zu sehen, ob der Sturm dort keinen Schaden angerichtet habe; er, Gottlieb, wolle die Kirchthür schon verschließen. Und so ging der

Alte, nachdem er Lieschen einen Gruß an den Vater aufgetragen hatte.

— Endlich, endlich! flüsterte Gottlieb.

— Ich konnte nicht abkommen.

— Bist Du krank, Lieschen?

— Gottlieb, ist es denn wahr?

— Was denn, Lieschen?

— Daß Du mit Friederike Haas versprochen bist.

— Heiliger Gott, wer hat Dir das gesagt?

— Im Dorfe erzählt man sich's.

Gottlieb schüttelte schmerzlich lächelnd das Haupt.

— Mir ist Nichts davon zu Ohren gekommen. Aber mögen die Leute doch sprechen . . . Du mußt mich besser kennen, Lieschen; ich bleibe Dir treu so lange ich athme. Was ich geschworen halte ich . . . Wenn Du nicht meine Lebensgefährtin wirst will ich sterben.

Er drückte sie innig an sich.

Lieschen weinte vor Freude.

— Die alte Hattorf hat es bei Westphal's erzählt.

— So hat das alte böse Weib gelogen.

— Gottlieb, thue mir das Leid an!

— Ach, wie sonderbar sprichst Du! Es ist mir nicht in den Sinn gekommen, ein Wort an Friederiken zu richten, die ich nicht einmal gern sehe.

— Wenn Du aber den Posten nicht erhältst?

— So gehe ich auf das Gut zu Granfeldt.

— Ist das wahr?

— Ich werde Oeconom.

— Gottlieb! Gottlieb! schluchzte Lieschen.

— Es ist schon Alles abgemacht!

— Ich habe eine schreckliche Zeit verlebt . . . heute mußte ich Dich sprechen, um zu erfahren . . .

— Daß ich Dich über Alles auf dieser Welt lieb habe!

Sie schmiegte sich ihm innig an.

— Gottlieb, wir müssen uns wieder jeden Abend sprechen, ich habe sonst keine Ruhe.

— Wo, aber wo?

— Ach, ich muß Dir so viel erzählen.

— Auch mir ist das Herz voll . . . ich hätte Dir gern einen Brief geschrieben . . . Lieschen, mein Fenster ist immer offen gewesen.

— Und ich habe nicht ausgehen können. Drei Briefe an Dich liegen zu Hause.

— Wo können wir uns denn sprechen?

— Komm diesen Abend wieder an die Pforte der Scheune.

— Wann?

— Halb zehn Uhr.

— Du sollst nicht auf mich warten.

— Hier ist der Schlüssel.

— Tausend Dank, Lieschen.

— Aber erkälte Dich nicht; das Wetter ist sehr schlecht.

— Werde mich schon vorsehen!

In diesem Augenblicke trat Stopp athemlos ein.

— Herr Schulmeister! stammelte der Alte.

— Was giebt es denn?

— Da draußen sieht es schrecklich aus.

— Hat der Sturm Unheil angerichtet?

— Nicht der Sturm, lieber Herr . . . ich glaube es wenigstens nicht . . . nur das Erbbegräbniß ist arg zugerichtet . . . Blumen und Sträuche sind ausgerissen . . . Die Mauer ist beschädigt . . . ach, so etwas ist mir noch nicht vorgekommen. Auf den andern Gräbern habe ich keinen Schaden bemerkt . . .

— Das hat der starke Sturm gethan, Alter! Seht Euch die Dächer und Bäume an . . .

— Warum sind die andern Gräber verschont geblieben? Kein Stein, kein Kreuz ist umgefallen.

— Weil sie nicht so hoch liegen als das Erbbegräbniß. Denkt nicht weiter darüber nach, sondern geht und macht ein wenig Ordnung. Ihr erhaltet von mir einen Lohn für diese außergewöhnliche Arbeit.

Stopp schüttelte zwar den Kopf, aber die Aussicht auf den kleinen Nebenverdienst reizte ihn doch; er nahm seine Geräthschaften, die er in der Thurmhalle aufbewahrte, und ging nach dem Orte der Verwüstung, wo er so gut als möglich die Ordnung herstellte.

Lieschen fragte:

— Was hat denn dies Alles für eine Bewandtniß?

— Es ist Nichts, gar Nichts! versicherte Gottlieb. Alle diese Erscheinungen lassen sich auf ihren natürlichen Ursprung zurückführen. Die einfältigen Bauern glauben freilich an übernatürliche Dinge . . . Du, Lieschen, wirst über die Thorheit lächeln . . .

— Ach ja! ich habe ganz andere Dinge zu bedenken.

— Glaube ebenso wenig an Gespenster als an meinen Wankelmuth. Ich kann ja ohne Dich gar nicht leben, liebes Lieschen; das Gerücht von mir und Friederiken ist aus der Luft gegriffen . . . Die alte Hattorf lügt, sie ist ein bitterböses Weib . . . Ich schwöre Dir zu, daß es mir nicht in den Sinn gekommen ist . . .

— Nun bin ich zufrieden, Gottlieb! unterbrach sie ihn hastig. Aber der Martin wartet mit dem Wagen . . . ich muß fort. Du kommst also diesen Abend?

Er besigelte sein Versprechen durch einen zärtlichen Kuß.

— Begleite mich nicht, bat sie; ich gehe allein durch das Schulhaus.

So trennten sie sich. Als Gottlieb zehn Minuten später sein Stübchen betrat fuhr Lieschen dem väterlichen Hause zu. Kleemann stand schon am Fenster und wartete. Die Tochter

sprang wohlgemuth aus dem Wagen. Das freute den Alten, der dem Gottesdienste eine heilsame Kraft zuschrieb.

— Lieschen, fragte er die Eintretende, hast Du Dich erbaut?

— Ja, lieber Vater!

— Hat Straßberg seine Sache gut gemacht?

— Wie immer. Was wird denn aus seiner Anstellung?

— Das mag Gott wissen. Der Bescheid auf unsere Eingabe läßt immer noch auf sich warten. Was lange währt wird gut, pflegt man zu sagen; aber hier glaube ich doch, daß man höhern Orts dem Schulmeister nicht wohl will.

— Was hat er denn nur verbrochen? fragte Lieschen, die den Mantel ablegte und das Gesangbuch mit Goldschnitt in den Wandschrank schloß.

— Ich werde einmal ernstlich mit dem Pfarrer reden und zwar schon nächsten Sonntag.

Jetzt trat die Mutter aus dem Alkoven ein. Lieschen küßte sie und ging dann nach ihrer Kammer, um das gute Kleid auszuziehen, sie hatte ja in der Küche für den Mittagstisch zu sorgen.

— Anna, sagte Kleemann, unsere Tochter ist wie ausgewechselt; so freundlich und heiter hat sie lange nicht ausgesehen. Ich freue mich, daß ich sie zur Kirche geschickt habe. Und wie geht es Dir?

— Besser, lieber Ernst; ich habe die letzten Stunden sehr gut geschlafen. Beunruhige Dich nur nicht, Du weißt ja, daß mein Unwohlsein eben so rasch vorübergeht als es kommt.

— Der Wind verjagt die Wolken, das Wetter klärt sich auf; wir werden nun wohl Frost bekommen.

Die letzten Stunden des Vormittags vergingen. Mit dem Schlage zwölf Uhr stand das Mittagsessen auf dem Tische. Lieschen hatte so vortrefflich gekocht, daß die Mutter laut ihren Beifall aussprach.

— Gestern, meinte sie, hattest Du die Suppe versalzen.

— Das kann wohl einmal geschehen. Wahrscheinlich hatte ich vergessen, daß ich schon einmal Salz zugeworfen.

Vater Kleemann, der eine Flasche Wein aus dem Keller geholt, füllte die Gläser und stieß an.

— Ei, Vater, sagte Lieschen, Du bist heute recht freigebig.

— Es freut mich, daß Du nicht krank geworden bist; ich hatte rechte Angst.

— Ja, mir war es auch so; aber diesen Morgen ist Alles vorüber.

— Dir hat das schlechte Wetter in den Gliedern gelegen.

Lieschen wußte besser, woran sie gelitten; sie nippte aus dem Glase und dachte dabei an ihren Gottlieb. Dann half sie der Magd den Tisch abräumen und besorgte den Kaffee, den sie selbst kochte. Kleemann, der auf- und abging, horchte zuweilen an der Thür.

— Mutter, sagte er, sie singt wieder.

— Das ist recht gut, meinte Frau Anna. Es hat mir immer was gefehlt, wenn ich ihre Stimme Nachmittags nicht hörte. Nun thue mir einen Gefallen, Ernst.

— Was willst Du denn, Alte.

— Zwinge das Mädchen nicht zur Heirath mit dem Inspector; sie weiß nun was Du vorhast, mag sie darüber nachdenken, und später selbst entscheiden. Die Geschichte mag ihr auch wohl auf dem Herzen gelegen haben.

Lieschen ist gut, sie möchte Dir gern zu Willen sein, aber sie kann es nicht. Und dies hat ihr Pein gemacht. Da in der letzten Zeit von der Heirath nicht die Rede gewesen und Du unsere Tochter freundlich behandelt hast, mag sie auf Deine Nachgiebigkeit hoffen. Eins kommt zum Andern . . .

— Anna, Du hast nicht ganz unrecht, sagte bedächtig der Alte; aber denke auch daran, daß ich einen tüchtigen Mann für das Gut brauche. Wo giebt es einen solchen in unserer Gegend? Ich bin wahrlich nicht stolz auf das Glück, das mir der

liebe Gott geschenkt hat; aber Lieschen halte ich doch zu gut für den ersten besten Bauer, der sie des Geldes wegen heirathen will.

— Quäle Dich mit solchen Dingen nicht ab; Du bist noch kräftig und kannst die Wirthschaft übersehen. Kommt Zeit kommt Rath. Für unser Lieschen findet sich wohl ein passender Mann.

Kleemann rückte die Mütze auf die Stirn und steckte den Kopf aus dem Fenster. Hätte der Vorschlag der Frau seinen Lieblingsplan nicht in Gefahr gebracht, er würde ihn gern angenommen haben. Es that ihm weh, Lieschen zwingen zu müssen. „Ja wohl, dachte er, kommt Zeit kommt Rath. Lieschen soll den Inspector nur näher kennen lernen, so wird sie ihn schon nehmen.“ Um die Fortsetzung des Gesprächs zu vermeiden und einen Unmuth über die widerwärtige Gestaltung der Dinge Luft zu machen, zankte er mit dem Großknechte, der den großen Wagen nicht tief genug in den Schuppen geschoben hatte. Dann ging er hinaus, um Anordnungen wegen Abzugs des angesammelten Regenwassers zu treffen. Frau Anna hörte in der Stube, wie er zankte und die Knechte zur Arbeit antrieb; sie kannte den Grund dieses Benehmens und bedauerte ihn schmerzlich. Während der Vater draußen polterte sang Lieschen in der Küche ein lustiges Lied. Frau Anna nahm die Bibel, faltete die Hände und las so lange bis sie einschlief. Als Lieschen den Kaffee brachte erwachte sie. Kleemann kam zurück, zündete die Nachmittagspfeife an und trank. Er war nicht mehr so guter Laune als bei Tische; aber er gab sich doch Mühe, nicht unwirsch zu erscheinen Gegen fünf Uhr ging er, wie er Sonntags pflegte, in die Dorfschenke, wo die reichen Bauern an einem besondern Tische saßen und Gemeindeangelegenheiten besprachen. Dabei durfte Kleemann's Stimme nicht fehlen; man hörte den Rath des bedächtigen und verständigen Mannes gern. Was oft zu geschehen pflegt geschah auf dem Kleemann: in seinen eigenen Angelegenheiten war er befangen, während er in fremden ein

gesundes Urtheil hatte. Als er die Anstellung des Schulmeisters zur Sprache brachte schüttelten die Bauern mit den Köpfen.

— Nun, was habt Ihr denn jetzt? fragte er verwundert.

Der reiche Westphal, der Vetter Jordan's, nahm das Wort.

— Kleemann, Du weißt, daß ich immer auf Deiner Seite stehe.

— Das weiß ich, weil Du vernünftig denkst.

— Aber hier kann ich es nicht.

— Warum denn nicht?

— Meine Meinung über den Schulmeister hat sich geändert.

— Das begreife ich nicht. Straßberg versieht seinen Dienst nach wie vor, er ist pünktlich und ordentlich und unsere Kinder lernen was Rechtschaffenes bei ihm. Was er in der Kirche leistet wissen wir Alle . . . er predigt wie ein Pastor.

Westphal blies eine gewaltige Rauchwolke über den mit Gläsern besetzten Tisch.

— Dagegen läßt sich Nichts sagen! rief er. Aber Straßberg ist ein sogenannter Aufgeklärter, ein Mensch, der mehr wissen will wie jeder Andere. Er gehört zu der Sorte wie Jordan... Das paßt mir nicht.

— O, entgegnete Kleemann, das wüßte ich doch nicht!

— Ein Schulmeister muß es mit der Gemeinde halten.

— Nein, das thut er nicht! rief der erhitzte Westphal. Er hält es mit Grandfeldt und liegt jeden Abend auf Groß-Radeck. Da sind sie fröhlich und guter Dinge, während auf dem Friedhofe bedenkliche Geschichten vorgehen. Woher kommt der schwere Sturm, der fast kein Dach im Dorfe verschont hat? Und nun seht Euch das Erbbegräbniß an . . . Das sieht aus wie Sodom und Gomorra. Die ganze Mauer ist eingestürzt. Nein, Kinder, Alles was recht ist! Wenn der Mensch keinen Glauben mehr hat ist er kein Mensch mehr, und Straßberg hat keinen Glauben, er ist ein Freigeist. Dem kann ich meine Kinder nicht anvertrauen.

Kleemann sah nachdenklich vor sich hin.

— Hat Straßberg über die Sache gesprochen? fragte er nach einer Pause.

— Das will ich meinen.

— Zu wem?

— Zu mir!

— Und was hat er gesagt?

— Daß der alte Stopp ein unsinniger Schwätzer wäre, auf dessen Reden man Nichts geben sollte. Die weiße Gestalt wäre eine Betrügerei, die dem Gutsherrn schaden sollte. Kurz und gut, ich mag den Mann nicht mehr, der uns einfältige Tröpfe genannt hat, weil wir die Todten in Ehren halten. Freilich, auf dem Rittergute sprechen sie anders; da heirathet Granfeldt vier Monate nach dem Tode seiner ersten Frau, die ihn zu dem gemacht hat, was er ist. Das ist eine Sünde und der Herr Pfarrer hat ganz recht, daß er die Hand nicht dazu geboten... Granfeldt hat sich in der Stadt müssen trauen lassen; in unserer Kirche wäre Nichts daraus geworden. Und nun die Geschichte mit den Füchsen ... seht Euch die Pferde an, sie magern zum Entsetzen ab. Alle Rippen kann man zählen, es schlägt kein Futter an ...

— Ho, ho! rief eine starke Stimme. Wieviel Rippen haben denn meine Pferde?

Jordan, die Pfeife im Munde, stand neben dem Tische.

— Du hast Nichts drein zu reden! rief Westphal, dessen Gesicht feuerroth geworden war. Laß uns ungeschoren.

— Dem Lügner stopfe ich das Maul! Meine Füchse sind kugelrund und glänzen wie die Aale. Du aber siehst die Rippen wie Du die Gespenster siehst! Westphal, Du bist mein Vetter! aber setze meine Pferde nicht herab und bleibe bei der Wahrheit, oder ... mit unserer Freundschaft ist es aus.

— Damit ist es schon lange aus! entgegnete Westphal. Ich will mit Dir Nichts mehr zu thun haben.

— Weil ich kein Tropf bin und über den Aberglauben lache!

— Da schimpft er schon wieder! riefen mehrere Bauern.

— Nein, ich nenne das Kind beim rechten Namen: wer Dummheiten glaubt ist ein Tropf, ein Narr, ein alberner Mensch. Und Ihr Alle solltet Euch schämen, so über unsern braven und tüchtigen Schulmeister zu sprechen, der mehr Segen stiftet als Ihr Alle zusammengenommen. Ist das ein Gemeindevorstand! Wäre ich der Landrath, ich jagte Euch zum Teufel!

Unter den Bauern entstand Tumult. Der hitzigste von ihnen war Westphal.

— Aus dem redet der Aerger! rief er. Hätten wir ihm Geld geliehen, so würde er unser guter Freund sein.

— Oh, rief Jordan, ich brauche Euer Geld nicht! Bin übrigens froh, daß es so gekommen ist! Da sieht man, was für Kerle Ihr seid. Macht Euch nicht lächerlich und schweigt. Höre ich noch einmal, daß Ihr auf den Gutsherrn oder auf den Schulmeister schimpft, so . . .

Westphal war aufgestanden.

— Nun, fragte er, die Fäuste in die Seiten stemmend, was geschieht denn?

— So schicke ich Euch den Geist über den Hals.

— Lästermaul!

— Ich habe schon mit ihm gesprochen. Merkt Ihr's nicht, daß er ausbleibt? Er thut, was ich will und wenn ich ihm befehle, daß er Euch den Hals umdrehe, so dreht er ihn um. Ihr müßt prächtig aussehen, wenn Euch das Gesicht auf dem Rücken sitzt. Und zumal Westphal, der ein bildschönes Gesicht hat. Ein Gemeindevorstand mit verdreheten Köpfen . . . oh, die Köpfe sind schon verdreht! Es ist zum todtlachen!

Der Aerger färbte Westphal's rothes Gesicht bläulich.

— Du schmähst Gott und die Menschen! rief er bebend.

— Ich sage nur die Wahrheit!

— Mit Lug und Trug gehst Du um.

— Oho! Oho! Es wird sich bald zeigen, Vetter!

— Willst Dich bei Granfeldt einschmeicheln, weil er Dir die Pferde geschenkt hat.

— Die Pferde sind bezahlt!

— Wer hat sie denn bezahlt?

— Wer?

— Ja, das möchte ich gern wissen. Du hast sie wahrlich nicht bezahlt.

— Ich nicht, aber der Geist! rief Jordan lachend. Derselbe Geist, der mir meine ersten Pferde genommen hat. Man muß mit dieser Sorte nur ein ernsthaftes Wort reden . . .

In diesem Augenblicke fiel ein großes Stück Kalk prasselnd von der Decke herab. Jordan allein ward davon getroffen. Es fiel so auf seine Pelzmütze, daß die Trümmern nach allen Seiten flogen. Die Bestürzung, die sich Aller im ersten Augenblicke bemächtigte, läßt sich nicht beschreiben. Dem Prasseln folgte tiefe Stille. Man hörte das Toben des Windes, der sich mit dem einbrechenden Abende von Neuem aufgemacht.

Er rüttelte an den schon geschlossenen Fensterläden und umsauste das Haus, das an einem freien Platze lag. Das Tosen, Heulen und Pfeifen übte wirklich einen unheimlichen Eindruck aus Auch Jordan war bestürzt; er sah zu der Decke empor, die einen großen dunkeln Fleck zeigte. Dann säuberte er seine Mütze, die mit Kalk bedeckt war.

Die erschreckten Bauern gafften sich gegenseitig an. Einige schlichen davon, sie fürchteten den Einsturz der Decke oder wohl gar den des ganzen Hauses; Andere waren wie gelähmt am ganzen Körper, sie wagten keine Bewegung auszuführen. Die Wirthin, eine ungewöhnlich dicke Bäuerin, stand zwischen ihren Gläsern und Flaschen und betete laut. Der Wirth faßte sich ein Herz, er sagte bebend zu Jordan:

— Geht heim, es ist besser so! Ihr stört meine Gäste, ich darf das nicht dulden!

War Jordan auch bestürzt, so wollte er doch nicht unterliegen.

— Das nenne ich einen Zufall! rief er. Muß der Kalk von dem alten Gebäude auch gerade auf mich fallen und in diesem Augenblicke . . .

Jetzt glaubte Kleemann einschreiten zu müssen. Er näherte sich dem Halbspänner.

— Treibe das Ding nicht zu weit, Jordan! Du siehst doch wohl, daß hier mehr im Spiele ist . . .

— Die alte morsche Decke soll mich wohl bestraft haben? rief Jordan mit erzwungenem Lachen.

— Die Decke ist nicht morsch, wandte der Wirth ein; ich habe sie erst diesen Sommer machen lassen.

— Der Sturm schüttelt das Haus, es geht Alles natürlich zu.

Kleemann wollte den Halbspänner fortführen.

— Komm', Jordan!

— Du denkst wohl, ich fürchte mich?

— Siehst ja ganz blaß aus.

— Ich ärgere mich über die Dummheit!

— Thue das zu Hause, Jordan; hier giebt es noch Streit, und Du bist im Nachtheile.

— Den will ich sehen . . .

— So müssen wir gehen! rief eine Anzahl Bauern. Mit dem bleiben wir nicht unter einem Dache zusammen!

Auch der Wirth redete zu. Und so gelang es, den Halbspänner zum Rückzuge zu bewegen.

— Bildet Euch nur nicht ein, rief er lachend noch einmal zurück, daß ich aus Furcht gehe; der Klügere giebt nach. Schlaft wohl, wenn Ihr Narren es könnt!

Als Kleemann zurück kam hatten die Tischgäste sich erholt.

— Das ist ein gotteslästerlicher Mensch! sagte Westphal. Man kann mit ihm nicht mehr auskommen.

Ein Anderer fügte hinzu:

— Es ist nur gut, daß er auf der Stelle bestraft wurde.

— Von Zufall kann die Rede gar nicht sein! das hat Frau Sidonie gethan.

— Habt Ihr das Brausen gehört? fragte ein alter Mann.

— Ja, ja!

— Das war der Geist, der hinausfuhr. Gebt nur Acht, wir werden noch Schlimmres erleben.

— Um wieder auf den Schulmeister zu kommen, der es mit dem Gutsherrn hält, sagte Westphal, so bin ich dafür, daß man dem Herrn Pfarrer den Willen der Gemeinde kundgiebt.

— Freunde, sagte Kleemann, wollt Ihr mir einen Gefallen erzeigen?

— Gern! antworteten die Freunde von allen Seiten.

— So gehen wir für heute nach Hause. Ueberlege ein Jeder daheim, was er thun will ... Ich werde mit Straßberg sprechen, vielleicht bekehrt er sich noch. Wir wollen christlich handeln und nicht gleich den Stein auf ihn werfen.

Der Vorschlag ward angenommen. In feierlicher Stimmung trennten sich die Bauern. Kleemann betrat ernst seine Wohnung. Das freundliche Wesen seiner Tochter gefiel ihm, es heiterte ihn nach und nach wieder auf. Bei Tische erzählte er den Vorfall, der den großsprecherischen Jordan betroffen hatte.

— Das ist ja wunderbar! meinte die Mutter.

— Das ist es Frau! Man muß sich vor solchen Dingen hüten.

— Da wird Jordan die neuen Pferde auch nicht lange behalten.

— Wohl möglich.

— Mich dauert die Familie des gewissenlosen Mannes, der nicht zu bessern ist. Was hat er denn von den Redereien?

— Begreife doch nur Anna: Jordan will dem Granfeldt gefällig sein ... Du verstehst mich! Und Granfeldt steht in

keinem guten Geruche. Weder er noch seine zweite Frau kommt zur Kirche . . . auf dieser Ehe kann kein Segen ruhen. Ich bedauere nur, daß auch der Schulmeister mit den Leuten umgeht.

— Straßberg? fragte Frau Anna erstaunt.

— Freilich! Freilich! Die Gemeinde ist ärgerlich darüber und will ihn nun nicht zum Schulmeister haben.

— Deshalb? fragte Lieschen erschreckt.

— Ich dächte, es wäre Grund genug.

— Lieber Vater, darf denn ein Mann nicht umgehen mit wem er will? Die Granfeldt's sind doch geachtete Leute . . .

— Bis zu der zweiten Heirath, da hört es auf.

— Und der Inspector ist der Bruder des Gutsherrn.

— Aber nur der Halbbruder; auch besucht er ihn sehr wenig, er kommt nur nach Groß-Radeck, wenn das Geschäft es erfordert. Das wissen wir Alles, mein Kind. Mit dem Schulmeister steht es anders, der muß sich nach der Gemeinde richten, muß stets mit gutem Beispiele vorangehen und nicht nur schöne Worte machen. Ich werde übrigens mit Straßberg noch einmal sprechen, es sollte mir leid thun, wenn ich seine Partie nicht mehr nehmen könnte. Giebt er den verhaßten Umgang auf, so ist es möglich, daß noch Alles gut wird.

— Lieschen hütete sich, mehr zu sprechen; sie wußte ja genug, um dem Geliebten einen Wink zu geben. Nach Tische sagte der Vater: „Wir wollen heute zeitig schlafen gehen, das schlechte Wetter verstimmt und macht müde. Morgen in aller Frühe will ich nach der großen Wiese gehen, da wird das Wasser wohl schön gewirthschaftet haben.

Der Alte zog die Uhr auf, zündete sein Abendpfeifchen an und setzte sich in den großen Lehnstuhl, der hinter dem Kachelofen stand. Mutter und Tochter beschäftigten sich mit Stricken. So verfloß der Abend. Mit dem Schlage neun Uhr brach Kleemann auf. Lieschen wünschte den Eltern eine gute Nacht, sah noch einmal in der Küche nach, ob das Feuer auf dem Herde

ausgelöscht sei und zog sich dann in ihr freundliches Kämmerlein zurück. Eine Viertelstunde später war es still im Hause. Nachdem Lieschen den Docht so klein gemacht, daß nur noch ein schwaches Flämmchen blieb, stellte sie die Zinnlampe in den Ofen. Die Kammer war nun dunkel und Schaden konnte das Licht auch nicht anrichten. Lieschen hüllte sich in den Mantel und schlang ein wollenes Tuch um den Kopf.

— Mir ist heute recht bange! flüsterte sie vor sich hin. Ich thue doch keine Sünde, wenn ich zu Gottlieb gehe, und doch möchte mir das Herz zerspringen. Ach Gott, könnte ich es doch den Eltern eingestehen, daß ich den Gottlieb so lieb habe! Dann brauchte ich nicht mehr auf verbotenen Wegen zu gehen und könnte so oft von ihm sprechen als ich nur wollte. Da muß ich mich nun Nachts in die Scheune stehlen und Gottlieb muß bei Wind und Wetter den beschwerlichen Weg machen . . . es ist recht ärgerlich.

Die Liebe überwand indeß alle Bedenken, alle Schwierigkeiten. „Man zwingt mich dazu!" flüsterte Lieschen. Leise schlüpfte sie aus der Kammer, öffnete die Hinterthür in der Küche, die sie noch nicht verriegelt hatte, und betrat den Garten. Ein scharfer Wind umsauste sie. Der Vater hatte Recht gehabt, es stellte sich Frost ein. Der Boden war schon ein wenig gefroren, so daß der Fuß nicht in weiches Erdreich sank. Von Wolken war keine Spur am Himmel zu sehen, die Sterne blinkten hell und freundlich herab und auch die Sichel des Mondes war noch zu sehen, der sich anschickte hinter dem Dache der Scheune zu versinken. Jetzt schwebte er gerade über dem großen Storchneste, das Vater Kleemann auf der Giebelspitze hatte anbringen lassen. Lieschen schlüpfte an dem Hause hin und erreichte glücklich die Scheune, deren Thür nur verriegelt war.

— Ob er schon da ist? fragte sie leise.

Und zitternd betrat sie den dunkeln Raum.

In diesem Augenblicke entstand gegenüber ein lichter Punct ... die Thür, die in das Freie führte, ward geöffnet.

— Gottlieb!

— Lieschen!

So ließen sich zwei Stimmen vernehmen. Und die Liebenden lagen einander in den Armen.

---

4. Die Jagd.

Der Vorfall in der Schenke machte viel von sich reden. Niemand im Dorfe zweifelte mehr daran, daß die Verstorbenen Rache üben an Lebenden, die sich an ihnen, den Todten, versündigen. Jordan war zum zweiten Male wegen seines Vorwitzes bestraft und wenn er sich nun nicht besserte, so meinten die Weisen des Dorfes, zu denen auch der Todtengräber gehörte, so mußte ihm die härteste Strafe treffen. Der Halbspänner war wirklich ruhig geworden, er arbeitete fleißig, ging nicht mehr in die Schenke und schien auch den Umgang mit dem Gutsherrn zu meiden. Dabei gediehen seine stattlichen Füchse, die er wie Schooßkinder hegte und pflegte, und in der Wirthschaft ging Alles gut. Der Krüger ließ die Decke seiner Gaststube nicht wieder herstellen; die Gäste starrten bewundernd den grauen Fleck an und kam zufällig ein Bewohner aus der Umgebung des Dorfs, so ward das Ereigniß mit allen Einzelnheiten genau erzählt. Die Geschichte verbreitete sich von Weiler zu Weiler, von Dorf zu Dorf. Nie war der Name Granfeldt so viel genannt als nach der letzten Züchtigung Jordan's. Dem reichen Gutsherrn konnte es nach der Meinung der Bauern nicht wohlergehen, er hatte sich ja zu schwer an seiner ersten Frau versündigt. Die Predigten des Pfarrers trugen dazu bei, diesen Glauben zu befestigen und zu erhöhen; der alte erfahrene

Kanzelredner ließ keine Gelegenheit vorübergehen, um der Wunder zu gedenken, die Gott zuweilen noch geschehen ließ; er mahnte, so oft er in Klein-Wideborn predigte, zur Gottesfurcht, zur Verehrung der Todten und zum frommen Glauben ohne alles Grübeln. Die Bauern dachten auch nicht, sie nahmen die Worte in sich auf und handelten danach. Der alte Stopp war eine wichtige Person geworden; man ehrte sein trauriges Handwerk und ließ ihm reichlich Spenden zufließen. Die Einfältigsten meinten, daß sie dadurch sich auf guten Fuß mit den Verstorbenen setzten, der Todtengräber sei eine Art Medium zwischen dem Diesseit und dem Jenseit. Den Denkenden drängte sich die Frage auf: warum läßt Granfeldt die Sache nicht polizeilich untersuchen, da er doch von Gensdarmerie gesprochen hat? Sie beantworteten diese Frage sofort: weil er sich nicht noch mehr versündigen will. Es dachte aber Niemand daran, daß der Gutsherr im Geheimen forschen und beobachten ließ und daß Jordan im Stillen eine rege Thätigkeit entwickelte. Leider ließ sich die weiße Gestalt nicht wieder sehen; der Halbspänner wartete vergebens in seinem Schlupfwinkel, den er sich in dem Zaune des Friedhofs angelegt. Das Wetter mochte noch so schlecht sein; Jordan befand sich jede Nacht auf der Lauer. Trotzdem erzählte Stopp, daß stets ein weißer Schein über dem Erbbegräbnisse schwebte, das mit dem Schlage elf verschwände.

Der Winter stellte sich zeitig ein; schon um die Mitte des December lag hoher Schnee und die Kälte war so stark, daß auf dem Bache und dem Teiche eine dicke Eisdecke lag.

Der Inspector besorgte ruhig seine Geschäfte; er kam selten nach Groß-Radeck und nur durch Christinen, die wöchentlich ein Mal ihre Freundin besuchte, erfuhr er, daß Bodo mit seiner jungen Frau die glücklichste Ehe führe, die sich denken lasse. Dann lächelte Fritz mit einer Bitterkeit, die Christinen auffiel.

— Fritz, fragte sie einst im traulichen Gespräche, glaubst auch

Du denn, daß Sidonie das Glück der Ehe Deines Bruders beeinträchtige?

— Was bringt Dich auf diesen Gedanken? fragte er wie erschreckt.

— Weil Du meine Nachrichten so seltsam aufnimmst.

— Die Spukgeschichte ist eine Erfindung müßiger Köpfe.

— Nichts weiter! aber Du scheinst doch zu zweifeln . . .

— Woran, Christine?

— Daß Bodo und Marie sich glücklich fühlen.

— Ich habe kein Urtheil und will auch keins haben. Nur die Meinung spreche ich unverhohlen aus: mein Bruder hätte sich nicht so rasch verheirathen, er hätte das übliche Trauerjahr verstreichen lassen sollen. Dann würde er der öffentlichen Meinung und dem Andenken seiner ersten Frau Rechnung getragen haben.

— Du kennst doch die Gründe, Fritz . . .

— Ich lasse sie nicht gelten, Christine.

— Wie anders ließ sich die Angelegenheit ordnen?

— Es gab einen guten Ausweg.

— Und welchen?

— Marie konnte nach der Stadt oder sonst wohin ziehen ... sie mußte ja nicht auf dem Gute bleiben, das sie nach dem Tode Sidonien's hätte gleich verlassen sollen. Dann konnte Niemand einen Stein auf sie werfen. Ich bleibe dabei, daß Bodo einen Fehler begangen hat. Es ist nun geschehen . . . ich wünsche ihm alles Glück der Erde.

Christine, die am Tische saß, arbeitete an einer feinen Leinwand.

Fritz, der dem Gespräche eine andere Richtung geben wollte, fragte gleichgültig:

— Was nähest Du, mein Kind?

Sie sah lächelnd auf:

— Erräthst Du es nicht, Fritz?

— Nein.

— Ich muß doch an meine Ausstattung denken! flüsterte sie erröthend.

— In Dir liegen alle Keime zu einer tüchtigen Hausfrau.

— Ist es Dir nicht lieb, Fritz?

— O, mein Kind; ich muß Dich bewundern! Hätten wir nur erst ein Haus, in dem Du wirthschaften kannst.

Christine sah erstaunt zu ihm auf.

— Ich verstehe Dich nicht!

Er umschlang ihren Kopf und küßte sie.

— Du sollst gut situirt werden, Christine! rief er hastig. Ich sorge schon für ein anständiges Haus. Wir wollen nicht abhängig bleiben von Bodo, der mir die Pachtung von Klein-Radeck verweigert. O, Du weißt es ja . . . Und wie nichtig ist der Grund, den er angiebt . . . Die Güter sollen nach der Testamentsbestimmung nicht getrennt werden. Findet denn eine Trennung statt, wenn er mich als Pachter annimmt? Die Zusammengehörigkeit wird dadurch nicht aufgehoben . . . beide Güter verbleiben demselben Besitzer. Erlischt mein Pachtkontrakt, so ist der Stand der Dinge wieder hergestellt. Verpachtung ist in dem Testamente nicht untersagt . . . In dieser Beziehung beobachtet Bodo eine gewissenhafte Pietät; die Gelüste seines Herzens aber befriedigt er rücksichtslos. Sieh', Christine, das verstimmt mich, das erzeugt eine Bitterkeit in mir, die ich nicht unterdrücken kann. Statt daß ich die Früchte meines Fleißes und meiner Kenntnisse selbst genieße, muß ich sie gegen einen mäßigen Lohn dem Stiefbruder abliefern, der gegen alle Welt, nur nicht gegen mich freigebig und zuvorkommend ist. Ich will mir einen eigenen Herd gründen, will nicht mehr abhängig sein.

Christine ward durch diese Erklärung beruhigt.

— Suche Dir eine andere Pachtung, Fritz!

— Hier wäre ich an meinem Platze, hier könnte ich verdienen, denn die Saat, die ich in den letzten Jahren ausgestreut, geht

nun auf. Und hätte ich mir ein Kapital erspart, so würde ich später eine größere Pachtung übernehmen. Dieser Plan, so vernünftig ersonnen er auch ist, scheitert an der Hartnäckigkeit meines Bruders.

— Vielleicht läßt er sich noch bewegen.

— Ich habe gestern lange mit ihm verhandelt.

— Und nun?

— Er bleibt fest wie Eisen. Jeder meiner Vorstellungen wirft er die Testamentsklausel entgegen. Wir haben uns in gespannter Stimmung getrennt.

Der Inspector ging erregt auf und ab.

Christine ließ die Nadel sinken und sah sinnend durch das Fenster in den Hof.

— Fritz, sagte sie nach einer Pause, ich wüßte einen Rath.

— Du, mein Kind?

— Ja, ich!

— Laß ihn hören.

Er neigte sich und legte seinen Arm um ihren schönen weißen Hals, nachdem er ihr die Wange geküßt hatte.

— Bodo, begann sie, liebt seine Frau leidenschaftlich.

— Das muß er wohl, da er alle Rücksichten, die er Sidonien schuldet, bei Seite setzt.

— Der Schluß ist demnach gerechtfertigt, daß Marie ihren Mann beeinflussen kann.

— Ohne Zweifel.

— Darum werde ich mich an die Freundin wenden, werde ihr ein offenes Geständniß ablegen.

Der Inspector richtete sich rasch empor.

— Nein, nein! rief er wie erschreckt. Dazu gebe ich nie meine Einwilligung.

— Aber warum denn, lieber Fritz? Marie sorgt gern für mich, sie hängt mit Leib und Seele an mir, das hat sie oft ge-

sagt. Bietet sich ihr nun eine Gelegenheit, mir nützlich zu sein . . .

— Nein!

— Sie kann ja das Glück meines ganzen Lebens gründen, kann mich für immer zu Danke verpflichten.

— Du irrst, Christine, Du irrst!

— Aber ich kenne das gute Herz Marien's! wenn der Plan scheitert ist es wahrlich nicht ihre Schuld. Sie kann doch den Versuch wagen . . .

— Und wir geben unser Geheimniß preis; nein, ich bitte Dich ernstlich darum: schweige, schweige! Es wird sich schon ein anderer Ausweg finden.

— Marie ist ja meine vertrauteste Freundin.

— Aber nicht die meinige! rief der Inspector auffahrend.

— Hast Du sie beleidigt?

— Es ist mir nie in den Sinn gekommen; aber sie haßt mich, weil ich die übereilte Heirath mißbillige . . . sie nimmt den Bruder gegen mich ein und durchkreuzt meine Pläne. Glaubst Du denn, Bodo hat nicht mit ihr überlegt? Eben weil er sie liebt handelt er nie ohne ihren Rath. Noch mehr: Marie hält mich im Verdachte, daß ich gewisse alberne Gerüchte im Dorfe verbreiten helfe! Bodo, das Echo seiner Frau, hat es mir deutlich genug zu verstehen gegeben. Marie haßt mich, sie sucht mir zu schaden und entfernte mich gern von den Gütern . . . dagegen sträubt sich der Eigennutz des Bruders, der mich und meine Thätigkeit nicht missen will. O, ich durchschaue Alles, Alles!

— Nein, Fritz, Du siehst zu schwarz.

— Ich sehe nur zu klar.

— Es käme doch auf einen vorsichtig ausgeführten Versuch an.

— Jetzt zeigte sich eine leidenschaftliche Erregung in des Inspectors ganzem Wesen. „Christine, rief er, wenn Du mich lieb hast, wenn Dir unsere Zukunft am Herzen liegt, wenn Du mir die Sorge für unsere Existenz nicht muthwillig erschweren,

vielleicht gar erfolglos machen willst, dann schweigst Du und ziehst Dich von Marien zurück. Ich fordere dies von Dir als einen Beweis Deiner aufrichtigen Liebe. Es kommt nicht darauf an, ob wir ein halbes Jahr länger im Brautstande leben oder nicht. Ich bin glücklich, wenn ich mich mit Dir unterhalten und Dich küssen kann.

Er küßte sie leidenschaftlich. Dann fuhr er fort:

— Was ich bin und werde will ich mir selbst verdanken. Vielleicht ändert sich der Sinn meines Halbbruders, wenn ich ihm sagen kann: Bodo, ich ziehe ab, dort und dort kann ich eine bessere Stellung erhalten. Gedulde Dich nur, Christine, ich gelange zum Ziele!

Sie mußte das Versprechen geben zu schweigen.

In diesem Augenblicke trat Christinens Vater ein.

— Hier ist ein Brief für Sie, Herr Inspector.

— Von wem?

— Ihr Herr Bruder hat ihn mir mitgegeben; ich bin wegen des Wagens auf Groß-Radeck gewesen . . . wir können ihn bekommen bis der unsrige reparirt ist.

Christine beobachtete den eifrig lesenden Fritz.

— Nun? fragte sie.

— Morgen ist große Jagd.

— Endlich!

— Bodo ladet mich dazu ein.

— Und Du wirst die Einladung annehmen.

— Ich glaube kaum.

— Weiche nicht aus, Fritz; es ist gut, daß Du dem Bruder entgegenkommst und die freundschaftlichen Beziehungen zu ihm nicht ganz abbrichst.

— Mir fehlt die Lust! sagte Fritz verdrießlich.

— Gehen Sie, Herr Inspector: bat der Hofmeister. Ihr Bruder hat eine große Gesellschaft geladen und es würde sich

nicht gut ausnehmen, wenn Sie fehlten. Was sollen die Fremden davon denken!

Den vereinten Bitten des Vaters und der Tochter gelang es endlich, den Inspector zur Annahme der Einladung zu bewegen.

— Ich gehe ungern, meinte er; Bodo's Halsstarrigkeit hat mich verletzt. Könnte er einen vernünftigen Grund angeben, so würde ich mich beruhigen: aber die Anziehung der Testamentsklausel ist nur ein alberner Vorwand.

— Der Zug kommt an Klein-Radeck vorüber, sagte der Hofmeister; Sie können sich ihm hier anschließen. Ich werde den Schlitten herausziehen lassen und wenn es Ihnen recht ist will ich selbst fahren.

— Gut, lieber Kunz, machen Sie die Jagd mit.

Bei diesem Entschlusse blieb er.

Nachmittags wurden die Vorbereitungen getroffen.

Während Kunz das Schellengeläute und den Schlitten besorgte, setzte der Inspector seine Gewehre in schußfertigen Stand. Am nächsten Morgen erschien Fritz im Jagdkostüme, er trug eine kurze mit Pelz verbrämte Pikesche und eine Mardermütze, die ihm vortrefflich stand. Die glänzenden Wasserstiefel gingen hoch bis über das Knie hinauf.

Christine brachte ihm eine Tasse heißen Kaffees entgegen.

— Fritz, ich bitte Dich, sei vorsichtig! flüsterte sie.

— Unsere Hasenjagden bieten keine Gefahr, mein liebes Kind.

— Amüsire Dich!

— So gut es gehen will. Offen gestanden: ich wäre lieber zu Hause geblieben.

— Wann kehrst Du zurück? fragte sie schmeichelnd.

— Unbedingt gegen Abend. Der großen Gesellschaft, die der Jagd zu folgen pflegt, werde ich nicht beiwohnen.

— Fritz, ich bereite Dir ein leckeres Mahl, das Du hier in der warmen Stube an meiner Seite einnehmen sollst. Bist Du damit zufrieden?

— Ob ich es bin, Du Herrliche! Hier wird mir das einfachste Gericht besser schmecken als dort die ausgesuchtesten Delikatessen. Koche Christine, das wir zusammen speisen können.

Er umarmte und küßte sie.

Das schöne, üppige Mädchen lag lange an seiner Brust. In leidenschaftlicher Erregung hatte sie die Hände in seinen Nacken zusammengeklammert und sah ihn mit flammenden Blicken an.

— Fritz, flüsterte sie, ich wäre maßlos elend, risse das Schicksal mich von Dir! So oft wir uns trennen, und wäre es auch nur für einige Stunden, malt mir die Phantasie schreckliche Bilder . . .

— Du liebe Närrin!

— Mag sein, daß ich zu weit gehe.

— Halte das Reale und lege der Phantasie Zügel an. . . .

— Es ist mir lieb, daß der Vater deinen Schlitten fährt.

— Warum, mein Kind?

— Nun bin ich sicher, daß ein Unglück nicht geschieht. Die Pferde erschrecken beim Schießen . . .

Der Hofmeister klopfte mit der Peitsche an das Fenster.

— Herr Inspector!

— Was giebt's.

— Der Jagdzug kommt.

— Gleich, gleich!

Christine preßte ihre Lippen auf seinen Mund.

— Nun gehe, Fritz! sagte sie dann. Ich erwarte dich im warmen Stübchen und empfange Dich mit einem heißen Kusse.

— Auf Wiedersehen!

— An der Thür blieb er noch einmal stehen. Sie eilte zu ihm, um ihm den letzten Kuß zu geben. Nun erst ging er. Christine stand am Fenster, als der Inspector den harrenden Schlitten bestieg. Vater Krug knallte mit der Peitsche und das leichte Gefährt flog aus dem geöffneten Hofthore. In demselben Augen=

blicke erklang auch das Knallen und das Schellengeläute des Jagdzuges, der sich an dem Gute vorüberbewegte. Die Jäger riefen Hurrah, die Hunde bellten.

Das zwar kalte, aber helle Wetter begünstigte die Jagd, die heute im großartigen Maßstabe ausgeführt werden sollte. Granfeldt hatte angeordnet, daß das ganze Revier abgetrieben werden sollte. Männer und Knaben waren aufgeboten, das Wild in allen Schlupfwinkeln aufzusuchen und es den Jägern entgegenzutreiben. Jagdliebhaber aus der Stadt und von den umliegenden Gütern hatten sich zahlreich eingefunden, sie wußten, daß der Gutsherr von Radeck seinen Gästen ein schönes Fest gab. Marie war dagegen gewesen, sie hätte es lieber gesehen, wenn im ersten Jahre ihrer Ehe alle rauschenden Vergnügen vermieden würden; Bodo aber hatte auf Abhaltung der Jagd bestanden, er wollte zeigen, daß ihm die umlaufenden albernen Gerüchte wenig Sorgen machten. Auch war er es, nach seiner Meinung, den Nachbarn schuldig, die freundschaftlichen Beziehungen aufrecht zu erhalten. Der Hauptgrund aber, der ihn leitete, war der: er wollte sehen, wer seine Einladung nicht annahm. Alle Geladenen waren gekommen wie im Jahre zuvor; Alle hatten die reizende Hausfrau freundlich und achtungsvoll begrüßt.

Während auf Groß-Radeck die Vorbereitungen zu einem glänzenden Mahle getroffen wurden, dachte Christine daran, dem Geliebten ein einfaches, aber wohlschmeckendes Abendessen zu veranstalten. Das Mittagsmahl sollte übergangen werden, da auch Vater Krug und die jungen Verwalter nicht daheim waren. Christine entwarf mit Beihülfe der Mutter den Küchenzettel und danach ward nun gearbeitet.

Mutter und Tochter saßen gegen zwei Uhr beim Kaffee.

Eine Magd berichtete, daß schon mehrere Wagen, die mit Hasen beladen, nach Groß-Radeck gefahren seien.

— Die Jagd ist eine ergiebige, meinte Christine.

— Wie jedes Jahr, fügte die Mutter hinzu.

— Wer bringt das erlegte Wild nach der Stadt zu Markte?
— Vielleicht der Vater.
— Dann begleite ich ihn im Schlitten.
— Was willst Du in der Stadt?
— Ich habe einige Einkäufe zu machen. Mir fehlt noch so Manches zu meiner Ausstattung.
— Da kommt ein Schlitten . . .
Man hörte das Schellengeläute.
— Er fährt wohl vorüber.
— Nein, er kommt in den Hof.
Die beiden Frauen sprangen an das Fenster.
— Herr, mein Gott! rief Christine.
Sie eilte aus der Stube und trat in die Thür des Hauses. Dort hielt ein Schlitten. In demselben saß Fritz, der Bodo im Arme hielt. Vater Krug rief einem Knechte zu, daß er die mit Schweiß bedeckten Pferde halte.
— Man öffne rasch mein Zimmer! befahl der Inspector.
Bodo regte sich nicht; er lag mit dem Kopfe an der Brust des Bruders.
— Helfen Sie, Krug!
Fritz und der Hofmeister trugen den Gutsherrn aus dem Schlitten.
— Was ist denn geschehen? jammerte die Frau.
— Frage nicht! Voran, voran!
Christine war schon oben; sie öffnete das Zimmer. Man brachte den schwer verwundeten Gutsherrn und legte ihn auf das Bett.
— Eilen Sie, Krug! befahl der Inspector. Der Doctor Zöllner kann in einer halben Stunde hier sein.
— Ich nehme frische Pferde.
— Wie Sie wollen; aber eilen Sie!
Gleich darauf fuhr der Hofmeister mit frischen Pferden aus dem Thore. Andere Schlitten kamen an. Der Hof füllte sich

mit Fahrzeugen, Jägern und Treibern. Alle wollten wissen, wie es mit dem Gutsherrn stände. Die näher befreundeten Gäste drangen in das Zimmer, wo Bodo, bleich wie der Tod, auf dem Bette lag. Von Zeit zu Zeit schlug er das Auge auf.

— Fritz, sagte er mit matter Stimme, kommt der Arzt?

— Krug ist schon unterwegs, Bruder; er wird bald zurückkehren.

— Ach, ich leide furchtbare Schmerzen.

— Der Arzt wird Dich bald heilen.

— Warum habt Ihr mich nicht nach Groß-Radeck gebracht?

— Weil ich den Weg dorthin für zu weit hielt; Du mußtest so rasch als möglich in Ruhe gebracht werden. Auch ist die Kälte so empfindlich geworden . . .

— Marie, ach die arme Marie! flüsterte der Kranke.

— Errege Dich nicht, Bodo!

— Wer überbringt meiner Frau die Unglücksbotschaft? Ach, ich werde sterben müssen! O, über das harte Geschick!

Bodo wimmerte vor Schmerz. Christine weinte laut. Frau Krug zündete indeß ein Feuer im Ofen an. Die Jagdgenossen zogen sich in die Zimmer der Verwalter zurück, sie wollten den Ausspruch des Arztes erfahren. Endlich jagte Krug in den Hof; er brachte den Doctor Zöllner, den er glücklicherweise zu Hause angetroffen hatte. Zöllner war ein alter, erfahrener und zuverlässiger Arzt, dem man vertrauen durfte.

Nach einer Viertelstunde war der erste Verband angelegt. Der Gutsherr lag bleich und leblos auf dem Bette

— Was meinen Sie, Doctor? fragte Fritz leise.

— Die Verletzung ist eine schwere, war die Antwort; ich hoffe jedoch, daß sie nicht tödtlich sein wird. Wir müssen den Kranken vor Aufregung schützen . . . sorgen Sie, daß unberufene Personen das Zimmer nicht betreten.

— Gefahr ist also nicht vorhanden?

— Wenn nicht ein unvorhergesehener Zwischenfall eintritt,

nein! Gegen Abend werde ich wieder eintreffen; bis dahin wachen Sie bei dem Bruder. Sollte er fragen, so beruhigen Sie ihn über seinen Zustand.

— Herr Doctor, Sie sind der Hausarzt Bodo's, sind der Familie befreundet . . .

— Das bin ich!

— Uebernehmen Sie es, Frau Granfeldt zu unterrichten... Ihr Ausspruch als Arzt wird den Schrecken mindern, den die Unglücksbotschaft verursacht. Wir können es nicht gut einer fremden Person überlassen . . . ich selbst muß auf Klein-Radeck bleiben . . . begeben Sie sich zu der jungen Frau . . .

Der Arzt versprach es. Dann bestieg er den Schlitten und fuhr ab, nachdem er die Verordnungen bezüglich der Pflege des Kranken noch einmal kurz wiederholt hatte.

Das Jagdfest, das sich so herrlich angelassen, war durch einen überaus traurigen Fall gestört worden. Immer mehr der Gäste kamen an, um sich nach dem Verwundeten zu erkundigen. Während Frau Krug am Krankenbette saß und Christine ab und zu ging, um die nöthigen Kleinigkeiten zu besorgen, fertigte Fritz die Gäste ab, die von Klein-Radeck aus sofort den Heimweg antraten. Nach und nach ward Ruhe. Endlich konnte Christine den Geliebten ohne Zeugen sprechen; sie begegnete ihm auf dem Corridor vor der Thür des Krankenzimmers.

— Endlich, Fritz!

— Da bin ich früher gekommen als ich gedacht habe!

Er küßte sein Mädchen.

— Fritz, wie hat sich das Unglück ereignet? Wer trägt die Schuld daran? fragte Christine besorgt.

— Bodo selbst!

— So erzähle mir doch . . .

— Ich selbst befand mich nicht in der Nähe.

— Wer hat auf Bodo geschossen?

— Niemand.



— Wie aber ist es denn möglich gewesen?

— Bodo's eigenes Gewehr hat sich durch einen unerklärlichen Zufall entladen.

— Das eigene Gewehr?

— Er stand auf der Kufe des Schlittens, der langsam über das Feld fuhr. Da knallte ein Schuß und Bodo sank in den Schnee. Seine nächsten Begleiter riefen Hülfe . . . Als wir ankamen war der Schnee von Blut geröthet. Wir fragten und forschten umsonst, Bodo war ohnmächtig geworden . . . ich lud ihn in meinen Schlitten und fuhr nach Klein-Radeck, um ihn so rasch als möglich der empfindlichen Kälte zu entziehen. Weiter weiß ich Nichts . . .

— O, mein Gott, flüsterte Christine, wenn Dich das Unglück betroffen hätte! Mir war so angst, als Du auszogest.

— Ich hüte mich schon.

— Ach wenn ein Unglück geschehen soll . . .

— Bodo weiß mit Gewehren nicht umzugehen.

— Ach, die arme Marie! flüsterte Christine.

— Der Arzt wird sie sorgfältig vorbereiten.

— Und nun die Bauern, die schon lange auf ein Unglück gewartet haben . . . wäre doch die Jagd unterblieben!

— Wir müssen uns in das Unabänderliche fügen.

Nach einer Stunde jagte ein Schlitten in den Hof. Die beiden Pferde, die ihn zogen, dampften.

Christine eilte der Freundin entgegen, die in Begleitung des Arztes ankam.

— Marie, ängstige Dich nicht!

— Wo ist mein Mann? rief die junge Frau.

— Er schläft jetzt.

— Ich muß zu ihm!

— Du wirst seine Ruhe nicht stören.

Man brachte die trostlose Gattin in das Familienzimmer des Hofmeisters, das, wie wir wissen, sich im Erdgeschosse des Hauses

befand. Hier sank sie weinend auf einem Stuhle nieder. Der Arzt redete ihr zu und versprach, sie zu holen, sobald der Kranke erwacht sei. Dann stieg er die Treppe hinan.

— Christine, schluchzte Marie, ach, wer hätte das gedacht!

— Fasse Dich nur ...

Das ist ein gräßliches Unglück! jammerte die Arme.

— Gefahr ist nicht vorhanden! versicherte Christine.

— Und doch, und doch!

Nein, nein!

— Man will mir die Wahrheit nicht sagen ... der Arzt wich aus, er wollte Nichts wissen, wollte mich zurückhalten. Warum läßt man mich nicht zu meinem Manne?

— Verliere die Fassung nicht, Marie! Es ist unsere Pflicht, den Vorschriften des Arztes zu folgen ...

— Warum hat man Bodo nicht nach Groß-Radeck gebracht? Warum gerade hierher?

— Um ihn nicht so lange der Kälte auszusetzen. Der nächste Ruheort war der beste.

— Ich werde hier bleiben, werde nicht von seiner Seite weichen ... Beweise jetzt, Christine, Daß Du mir Freundin bist ...

— Das ist mein Wille, Liebe!

— Hilf mir die schweren Tage ertragen

— So viel in meiner Kraft steht; aber, Marie, fasse Dich doch, Du hast wahrlich keinen Grund, Dich so zu ängstigen.

Marie warf sich an Christinens Brust und weinte bitterlich Der Schmerz schien ihr wirklich den freien Gebrauch der Sinne zu rauben. Christine tröstete nach Kräften und versicherte, daß sie ihr treu zur Seite stehen wollte.

Es dauerte lange, ehe der Arzt zurückkam.

— Doctor, wie geht es meinem armen Manne?

— Besser als ich gedacht habe!

— Gott im Himmel sei Dank!

— Ich habe so eben die letzten Schrotkörner aus der Brust geholt.

Marie schrie laut auf.

— Aus der Brust?

— Beruhigen Sie sich, Madame Granfeldt, edlere Theile sind nicht verletzt. Der Blutverlust hatte den Verwundeten ohnmächtig gemacht . . . es war gut, daß Sie ihn hierher gebracht haben. Gönnen Sie ihm Ruhe und die Wunde wird bald heilen. Herr Granfeldt weiß, daß Sie angekommen sind, er wünscht Sie zu sprechen . . . mäßigen Sie Ihren Schmerz, beruhigen Sie durch Ihre Ruhe den Kranken und tragen Sie so zu seiner Genesung bei.

— Ich will mich fassen, ich will lächeln, ich will Alles thun, was Sie fordern . . . wenn nur Bodo nicht stirbt.

— Er wird leben! versicherte der Arzt. Und nun folgen Sie mir!

Christine und der Arzt begleiteten Marien in das Krankenzimmer. Fritz saß an dem Bette seines Bruders. Als er die junge Frau erblickte grüßte er und trat bei Seite. Marie hatte ihn kaum bemerkt, da ihre Blicke das Gesicht des Kranken suchten.

— Ich kann Dir die Hand nicht reichen, Marie! flüsterte der Kranke. Nur durch Worte danke ich Dir, daß Du gekommen bist.

Sie neigte sich und küßte ihm die bleiche Stirn. Ein Thränenstrom entrann ihren Augen.

— Nun bleibe ich bei Dir, Bodo; ich werde Dich pflegen, werden jeden Deiner Wünsche erfüllen . . . Tag und Nacht will ich an Deinem Bette sitzen, bis Du genesen bist. Der Doctor erklärt Deine Wunde für gefahrlos; ich aber werde denken, daß nur meine Liebe Dich heilen kann.

— Und die Fassung, die Sie am Krankenbette zeigen! flü=

sterte der Arzt ihr zu. Jetzt muß der Kranke ruhen; ich bitte, ziehen Sie sich zurück.

Marie sah lange mit schmerzlichen Blicken den Verwundeten an; dann folgte sie der Freundin, die sie in das Zimmer des Erdgeschosses zurückführte.

Man traf nun die Einrichtungen, die ein längeres Verweilen Marien's auf Klein-Radeck nöthig machte. Fritz bezog ein anderes Zimmer und Marie und Christine schlugen ihre Betten in dem Schlafzimmer des Inspectors auf, das durch eine Thür mit dem Krankengemache in Verbindung stand. Fritz fügte sich willig allen Anordnungen Christinen's, die wie eine souveräne Herrin schaltete und waltete. Als die Dämmerung begann, waren die Einrichtungen vollendet. Ein großer Tapetenschirm bedeckte das Krankenbett, die Fenstervorhänge waren sorglich herabgelassen und auf dem Tische flimmerte das matte Flämmchen einer Lampe. In dem eleganten Eisenofen murmelte ein Feuer. Die beiden Freundinnen saßen Hand in Hand auf dem Sopha. Plötzlich erschrak Marie.

— Mein Gott! flüsterte sie.

— Was ist Dir? fragte Christine.

— Richard befindet sich allein auf Groß-Radeck.

— Mag er doch; die Magd wird schon über ihn wachen.

— Mich martert eine furchtbare Angst.

— So sende einen Boten und laß Dich erkundigen ...

— Nein!

— Was willst Du sonst?

— Ich lasse den Knaben Nachts nicht allein.

— Willst Du nach Groß-Radeck zurück?

— Richard soll hierher kommen; er mag bei dem Vater und mir bleiben. Das arme Kind hätte ich bald vergessen! Senden wir einen zuverlässigen Boten, der Richard holt.

— Der Inspector mag einen Wagen nehmen und hinüberfahren, meinte Christine.

— Den Fritz meinst Du?

— Er wird sich schon dazu verstehen . . .

— Nein, nicht er! flüsterte ängstlich Marie. Wir wollen ihn nicht behelligen . . . suche einen andern Boten . . . Ich selbst werde fahren . . . laß den Wagen anspannen. Das ist das Beste . . . ich selbst . . . und Du begleitest mich. Ich bedarf verschiedener Kleinigkeiten . . . nach einer Stunde werden wir zurückgekehrt sein.

Dieser Entschluß Marien's war nicht mehr zu erschüttern.

— Was hast Du gegen Fritz? fragte Christine verwundert.

— Nichts.

— Wenn er die Sendung übernimmt, so führt er sie gewissenhaft aus.

— Ich glaube es wohl.

— So mag er den Richard holen; die Kälte ist wirklich zu arg.

— Bleib Du zurück, Christine; ich muß nach Groß-Radeck!

— So begleite ich Dich!

Der Hofmeister ward mit dem Plane bekannt gemacht. Da der Knabe in einem offenen Schlitten nicht zu transportiren war, mußte ein geschlossener Wagen genommen werden. Der vorsichtige Krug bespannte den Wagen mit vier Pferden, denn der Schnee lag zu hoch.

— Begleitest Du mich auch gern? fragte die fieberhaft erregte Marie.

— Ich sollte diese Frage übel nehmen! entgegnete Christine. Es giebt wohl keine Person auf dieser Erde, die innigern Antheil nimmt an Deinem Geschicke als ich.

— O, verzeihe mir, liebe Freundin! Ich fürchte stets, zu viel von Dir zu verlangen.

— Christine schloß der Freundin durch einen Kuß den Mund.

Es ward verabredet, daß Fritz bei dem Kranken bleiben sollte.

Die beiden Freundinnen rüsteten sich zur Abfahrt. Der Inspector fand noch einmal Gelegenheit, die Geliebte allein zu sprechen.

— Christine, ich bitte Dich um eine Gefälligkeit.

— Was willst Du, lieber Fritz?

— Dem Anscheine nach werden Bodo und Marie längere Zeit hier bleiben müssen.

— Ohne Zweifel.

— Verrathe durch keinen Blick, durch keine Miene unsere Liebe.

— Du stellst mir, bester Freund, eine schwere Aufgabe; doch zu welchem Zwecke?

— Ich kann mich jetzt nicht weiter darüber auslassen; glaube mir, Christine, meine Bitte ist von der Klugheit geboten. Das traurige Ereigniß kann eine Aenderung herbeiführen, die unsern Absichten günstig ist. Vorsicht, liebe Freundin, ist die Mutter der Weisheit. Kommt der rechte Zeitpunct, so werden wir unser Herzensgeheimniß kundmachen. Ich kann als freier Mann .. frei nämlich nach den Ansichten unserer Umgebung . . . besser sprechen und handeln. Und auch Du, Christine, kannst Marien's Ansichten besser und leichter erforschen. Weiß sie, daß Du meine Braut bist, so wird sie Dir ihr Vertrauen entziehen. Zerstöre mir den wohldurchdachten Plan nicht . . . Du wirst bald die Zweckmäßigkeit desselben begreifen.

— Ich verspreche es Dir, Fritz!

Sie trennten sich mit einem innigen Kusse. Christine glaubte bemerkt zu haben, daß die Zärtlichkeiten des Inspectors leidenschaftlicher waren, daß er sie zitternd umarmte und fast gierig küßte.

— Ein gutes Zeichen! dachte sie. Er fürchtet mich zu verlieren . . ich werde, wenn die geeignete Zeit kommt, meinen Einfluß auch schon geltend machen.

Vater Krug meldete, daß Alles zur Abfahrt bereit sei.

Marie trat noch einmal an das Bett des Verwundeten; er schlief. Nachdem sie ihm sanft die Stirn geküßt, entfernte sie sich seufzend. Fritz, der dies gesehen, flüsterte vor sich hin:

— Auch diese Pein bürdet mir das Schicksal noch auf! Ich muß der Zeuge solcher Scenen sein! Was ist denn das, was geht in mir vor? Meine Liebe zu Marien ist doch eine andere als die zu Christinen! Schon glaubte ich, mich dieser ganz entrissen zu haben, da tritt die Versuchung wieder vor mich ... Ach, Marie ist doch unbeschreiblich schön! Und mir bleibt sie verloren. Wie glücklich hätte ich werden können, wenn dieser Bodo ...

Er unterbrach sich, er wollte nicht weiter darüber nachsinnen.

— Marie, Marie! rief leise der Kranke.

Fritz näherte sich leise dem Bette. Da sah er, daß der Gutsherr im Schlafe sprach. Die Augen desselben waren fest geschlossen, seine bleichen Lippen zuckten. Der Inspector ließ sich still auf dem Stuhle nieder, um zu beobachten. Der Kranke mußte Schmerzen empfinden, er seufzte tief und schwer. Der Name „Sidonie“ schwebte wie ein Hauch aus seinem Munde.

— Er macht sich doch wohl Vorwürfe! dachte Fritz. Neben der lebenden Frau erscheint ihm die todte.

Nach einer Pause flüsterte der Kranke:

— Marie, sprich Du mit Sidonien, Du bist ihr stets eine treue Freundin gewesen, auf Deine Worte wird sie hören.

Er schwieg wieder; der Ausdruck seines Gesichts war ein schmerzlicher. Unter den geschlossenen Wimpern hervor drängten sich Thränen, die auf den bleichen Wangen zu Tropfen erstarrten.

— Fieberphantasien! dachte Fritz. Der Arzt hat es gesagt, das Wundfieber wird nicht ausbleiben.

Bodo lag lange ruhig. Plötzlich schauderte er zusammen und erwachte.

— Wer ist da? fragte er mit matter Stimme. Ich kann die Züge nicht erkennen ...

— Natürlich, antwortete Fritz, weil der Schirm tiefe Dämmerung erzeugt.

— Du, Bruder, wachst an meinem Bette?

— Wie ich es für Pflicht erachte.

— War nicht Marie hier?

— Ja.

— Wo ist sie jetzt?

— Auf dem Wege nach Groß-Radeck.

— Bin ich denn nicht in meinem Zimmer? fragte Bodo verwundert.

— Du bist in dem meinigen, Bruder.

— Ah, warum das?

— Wegen der Kälte mußte ich die Fahrt abkürzen ... Du hattest unterwegs die Besinnung verloren. Doch beruhige Dich, der Arzt versichert, daß Dein Zustand nicht besorgnißerregend sei. Bei guter Pflege wirst Du bald wieder hergestellt sein.

— Und Marie verläßt mich!

— Nein, sie holt Deinen Sohn, von dem sie sich nicht trennen will. Dann bleibt sie so lange hier, bis Du nach Groß-Radeck übersiedeln kannst. Christine Krug begleitet sie.

Diese Auskunft beruhigte den Kranken.

— Fritz! hauchte er.

— Was willst Du, lieber Bruder?

Der Inspector neigte sein Haupt über das Bett. Strenge Dich nicht an, fügte er hinzu, ich verstehe jedes Deiner Worte. Schweige lieber ganz, wenn Du mir nicht sehr nothwendige Mittheilungen zu machen hast.

— Fritz, ich begreife nicht, wie das Unglück hat geschehen können.

— Du wirst mit dem Fuße das Schloß des Gewehrs berührt haben.

— Davon entladet sich der Lauf nicht.

— Wir werden später darüber sprechen, Bodo!

— Glaubst Du, daß nicht ein anderer Einfluß . . .

— Was für ein Einfluß? Gieb Dich nicht trüben Gedanken hin . . . Ein trauriger Zufall hat Deine Verwundung bewirkt, das ist Alles. Und nun ruhe, ich bitte Dich darum im Namen Deiner Frau und Deines Sohnes.

Der Inspector zog die Decke bis an den Hals des Kranken hinauf und entfernte sich dann.

— Warum gehst Du? fragte Bodo.

— Weil ich eine Unterhaltung mit Dir vermeiden und Dich zum Schweigen bewegen will. So hat der Arzt befohlen.

Nach einigen Minuten rief der Kranke mit schwacher Stimme.

— Fritz, mich dürstet!

Und der dienstfertige Bruder brachte ihm von dem Tranke, den Christine nach Vorschrift des Arztes bereitet hatte.

— Ach, das erquickt! Habe Dank, Bruder! Ist Marie noch nicht zurück?

— Nein.

— Sie bleibt lange, sehr lange!

— Der hoch liegende Schnee macht die Wege fast unfahrbar. da Richard mit kommt haben wir einen Wagen nehmen müssen.

— Wenn nur kein Unglück geschieht.

— Krug und ein zuverlässiger Knecht leiten die Pferde; es kann kein Unglück geschehen.

— So bin ich beruhigt.

— Nun schlafe, Bodo.

— Wecke mich, wenn Marie kommt; ich muß meinen Sohn sehen und küssen. Ach, mir ist immer, als ob ein neues Unglück geschähe . . . Tolle Bilder quälen mich, sobald ich die Augen schließe . . . Da sehe ich meinen Richard unter den Hufen der Pferde . . . ich höre ihn weinen . . . Der arme Knabe trägt doch die Schuld nicht . . . Wie der Schnee aufwirbelt . . . Der Wagen verschwindet in der Wolke und unter jenem Haufen . . . ach, ich komme, um meinen Sohn zu retten . . . gebt mir eine

Schaufel und helft mir ... Werner, alter Freund ... Sie lächeln über meine Angst und nennen mich einen Thoren ... aber das Unglück ist mir vorhergesagt und Marie hat mich von der Jagd zurückhalten wollen ... Da wirbelt die Schneewolke wieder auf ... Ach, ach, ich werde mit Richard sterben und mit Marien ...

Die Worte wurden so leise, daß der am Schirme lauschende Inspector sie nicht mehr verstehen konnte. Die Schwäche hatte den Kranken übermannt, er war willenlos aus dem Zustande des Wachens in den des Schlafens übergegangen.

— Mir kommen die Ereignisse wie ein Traum vor! dachte Fritz. Auch Bodo scheint jetzt an eine höhere Einwirkung zu glauben ... nein, nein, er phantasirt nur! Gebe Gott, daß er mit dem Leben davon komme!

Frau Krug trat leise ein und fragte, ob sie etwas besorgen könne. Fritz hatte keinen Auftrag für sie, da Christine Alles in Ordnung gebracht hatte.

— Rufen Sie nur, Herr Inspector, wenn Sie mich brauchen! Wann wollen Sie speisen?

— Sobald die Damen angekommen sind.

— Gut, ich werde mich danach richten. Sie speisen in unserm Zimmer.

Die Alte zog sich eben so leise zurück als sie gekommen war. Fritz trat an das Fenster. Der Wind hatte sich aufgemacht, er trieb den hart gefrorenen Schnee von den Dächern. Und hell und klar funkelten die Sterne von dem tiefblauen Winterhimmel herab. Der scharfe Ostwind erhöhete die Kälte, die den Tag über geherrscht. Die Uhr über dem Thore schlug sieben. Man konnte die Töne der kleinen Glocke kaum unterscheiden, da der Wind sie rasch hinwegtrieb.

— Krug könnte schon zurück sein, dachte Fritz; ist der Weg auch schlecht, vier kräftige Pferde ziehen den Wagen rasch durch

den Schnee. Marie hat wohl noch Manches zu wählen und einzupacken.

Wir führen den Leser in dem Augenblicke nach Groß-Radeck, als der Wagen vor dem Perron des Herrenhauses hielt. Die Kunde von dem Unglücke hatten schon Jagdgäste mitgebracht, die ihre Pferde holen und heimreiten wollten. Unter den Leuten herrschte allgemeine Bestürzung. Einer der Jäger sollte sogar geäußert haben, Herr Granfeldt sei schon gestorben. Werner, der sich im Saale befand, glaubte, Marie bringe den kranken Gemal in dem verschlossenen Wagen; er eilte in den Hof. Die beiden Damen allein traten ihm entgegen. Bestürzt folgte er ihnen in das Haus. Er zog die ihrer Sinne kaum noch mächtige Marie in den Saal.

— Wie steht's, fragte er mit tonloser Stimme.

Marie konnte nicht sprechen, sie weinte nur; statt ihrer mußte Christine antworten, die kurz und bündig beruhigende Auskunft ertheilte.

— Hätte ich die Jagd verhindert! rief die arme Frau. Es lag mir schwer auf dem Herzen; ich konnte keinen Grund dafür angeben, aber es war so ... Werner, Sie am meisten redeten zu ...

Der Greis schüttelte das Haupt.

— Herr Granfeldt wird eine Unvorsichtigkeit begangen haben ...

— Die Jagd brauchte nicht abgehalten zu werden! Ach, hätten wir doch unser eingezogenes Leben fortgesetzt!

— Still, Marie! bat Christine. Wir haben jetzt an andere Dinge zu denken und müssen uns beeilen, nach Klein-Radeck zurückzukommen. Bezeichne mir die Gegenstände, die Du mitzunehmen gedenkst.

— Wo ist Richard? fragte Marie.

— Bei der Wärterin, antwortete Werner.

— Sie soll mir den Knaben sogleich auf mein Zimmer bringen.

— Ich selbst werde ihn holen.

Christine verließ den Saal. Marie nahm nun Rücksprache mit Werner.

— Wie lange Bodo auf Klein-Radeck zu bleiben gezwungen sein wird läßt sich noch nicht bestimmen, sagte sie ihm; Werner, führen Sie hier die Oberaufsicht und sorgen Sie dafür, daß die Ordnung nicht gestört werde. Sie kennen ja alle Verhältnisse, es wird Ihnen nicht schwer fallen, den Gutsherrn für einige Zeit zu ersetzen.

— Herr Granfeldt mag sich auf mich verlassen! versicherte der Greis. Bringen Sie ihm die beruhigende Gewißheit, daß hier keinerlei Störungen eintreten können. Später, wenn er sich stark genug fühlt, werde ich ihm täglich Bericht erstatten. Die Schlüssel der Kasse befinden sich schon in meinen Händen, eine Uebergabe derselben ist demnach nicht nöthig. Die Schlüssel zu den Gemächern des Gutsherrn werden Sie an sich nehmen. Der Haushofmeister Andreas besorgt das Uebrige. Alle Domestiken sind Ihnen treu ergeben, Sie können sich ohne Besorgniß entfernen. Gott wird ja geben, daß die Krankheit des Herrn Granfeldt nicht so lange währt.

— Ja, das gebe Gott! seufzte Marie.

Sie wollte sich entfernen; plötzlich kehrte sie zurück und ergriff hastig die Hand des Greises.

— Werner, Werner! rief sie mit erstickter Stimme.

— O, fassen Sie sich doch, liebe Frau Granfeldt!

— Ich muß eine Frage an Sie richten.

— Fragen Sie doch nur, ich bin stets zu Ihren Diensten.

— Glauben Sie, daß der Zufall . . .

— Um Gotteswillen! stammelte der Greis.

Marie bedeckte das Gesicht mit dem weißen Batisttuche und weinte heftig.

— Glauben Sie, fuhr sie nach einer Pause fort, daß der Zufall das Unglück herbeigeführt hat?

— Nur der Zufall.

— Werner, Werner . . .

— Es kann ja nicht anders sein. Herr Granfeldt lebte so glücklich, seine Gemüthsstimmung war stets eine so heitere, daß ein trauriger Gedanke in ihm nicht aufkommen konnte. Nein, ich verpfände mein greises Haupt . . .

— Das meine ich nicht, lieber Herr Werner.

— Was sonst?

Marie schwankte; sie wollte nicht sogleich antworten.

— O, sagte schmerzlich lächelnd der Greis, sollten auch Sie von dem herrschenden Aberglauben angesteckt sein! Auf der Jagd passiren mancherlei Dinge, zumal bei großer Kälte, wenn die Hände der Jäger erstarrt sind . . .

Die junge Frau schüttelte ihr reizendes Köpfchen.

— Das meine ich nicht.

— Was meinen Sie denn?

— Bodo hat einen Feind!

— Wen, um des Himmelswillen, wen? Sprechen Sie sich nur aus, erleichtern Sie Ihr Herz . . . Der Austausch der Gedanken ist unter solchen Umständen immer gut.

— Wollen Sie schweigen, Werner, wollen Sie immer schweigen?

— Wie das Grab, wenn ich mich dieser Sprache bedienen darf.

— Schwören Sie es mir zu, Werner!

— Das schwöre ich Ihnen.

Marie warf sich leidenschaftlich an die Brust des Greises.

— Einem muß ich mich anvertrauen, mir zerspringt sonst das Herz! Werner, flüsterte sie, ich traue dem Fritz nicht!

— Nennen Sie mir den Grund!

— Er haßt seinen Bruder.

— Ich glaube das Gegentheil behaupten zu dürfen. Fritz verdankt seinem Stiefbruder Alles ... Bodo schenkt ihm großes Vertrauen und Fritz hat sich dieses Vertrauens bis jetzt nicht unwerth gezeigt. Die Meinungsverschiedenheit wegen der Pachtung ist beseitigt, der Inspector hat eingesehen ...

— Nein, Sie müssen Alles wissen, damit Sie mir rathen können.

Sie zog den alten Buchhalter tiefer in den Saal.

— Werner, flüsterte sie nun, Fritz liebt mich; er hat, als Sidonie noch lebte, sich um meine Hand beworben ... ich wies ihn auf die schonendste Weise ab ... er wiederholte seinen Antrag ... Dann kam meine übereilte Verbindung mit Bodo ... bedenken Sie alle Umstände, das Benehmen des Pfarrers, unsern Hochzeitstag ... Der Mann, der sich auf dem Erbbegräbnisse zeigte, ist Fritz gewesen ... Seit ich die Gattin seines Bruders bin betritt er nur selten unser Haus ...

— Nein, nein! murmelte der erstaunte Werner.

— Ich habe das Geheimniß vor meinem Manne bewahrt, um die Freundschaft der Brüder nicht zu stören ... Bodo sollte fortfahren dem Fritz Gutes zu thun ...

— Hat er sich Ihnen seit Ihrer Verheirathung wieder genähert?

— Nie; aber seine Blicke, sein Benehmen kam mir stets verdächtig vor. Mir ward unheimlich zu Muthe, wenn ich ihn von Weitem sah. Fritz selbst hat den Verwundeten nach Klein-Radeck geschafft ... ich bin gezwungen dort zu bleiben.

— So bleiben Sie dort; Fritz ist stets ein seltsamer Mensch gewesen; für schlecht und undankbar halte ich ihn nicht. Einer der Jäger hat mir den traurigen Vorgang erzählt ... Fritz ist nicht in der unmittelbaren Nähe seines Bruders gewesen. Auf den Schuß ist er herbeigeeilt, um dem Verunglückten die erste Hülfe zu bringen. Ferner hat man ihm gerathen, das nächste Obdach zu wählen ... Dies war Klein-Radeck ... Nein,

ich theile Ihren Verdacht nicht. Uebrigens kann man sich danach richten und beobachten. Nach einigen Tagen wird Herr Granfeldt selbst Auskunft ertheilen können. Ich rathe Ihnen, die Angelegenheit vorläufig als Geheimniß zu bewahren, damit die Ruhe des Kranken nicht unterbrochen werde. Später sprechen wir mehr . . .

— Und Sie werden schweigen?

— Wie ich Ihnen gelobt habe. Zählen Sie in allen Fällen auf meinen väterlichen Rath, auf meine Hülfe.

Marie reichte dem Greise dankend die Hand. Dann stieg sie die Treppe zu ihrem Zimmer hinan, wo sie Richard vorfand, den Christine schon angekleidet hatte. Nun ward das Nöthigste an Toilettengegenständen eingepackt. Nach einer halben Stunde schon bestiegen die beiden Damen den Wagen. Christine trug den Knaben. Werner und Andreas schlossen den Schlag. Krug bestieg den Bock, der Knecht das vordere Sattelpferd . . . Der Wagen rollte über den knirschenden Schnee durch das offene Thor in das Freie. Der Buchhalter ertheilte hier und dort Befehle, ließ die vorbereiteten Speisen bei Seite schaffen und zog sich endlich erschöpft in sein Zimmer zurück, wohin ihm Andreas das Nachtessen sandte. Mehr als ein Mal schüttelte er das Haupt.

— Fritz, Fritz! murmelte er. Je länger ich über das nachdenke, was mir Marie gesagt hat, jemehr fällt mir das Benehmen des Inspectors auf und Manches scheint mir klar zu werden. Es wäre doch entsetzlich, wenn der rothhaarige Mensch . . . nein, ich will das Schlimmste noch nicht argwöhnen. Aber beobachten will ich, still und scharf beobachten. Hätte ich das zarte Geheimniß früher gekannt, ich würde mir vielleicht schon Manches erklären können. Den Machinationen gegen den Gutsherrn muß doch ein tieferer Grund unterliegen.

Es ward an die Thür geklopft.

— Herein! rief der Alte.

Gottlieb Straßberg erschien.

— Ist es denn wahr? fragte er bestürzt.

— Ja, es ist wahr!

— Herr Granfeldt ist todt?

— Nein, zum Glücke noch nicht.

— In dem Dorfe herrscht große Aufregung.

— Ach, die Bauern haben den Gutsherrn sterben lassen...

— Er sei, erzählen sie, durch einen Schuß, den eine unsichtbare Hand abgefeuert, getödtet.

— Ah, die Spukgeschichte taucht wieder auf.

— Mir kam das entsetzliche Gerücht erst spät zu Ohren.

— Wer überbrachte es Ihnen?

— Die alte Hattorf; sie meinte, es sei nun Alles richtig eingetroffen. Die verstorbene Frau Sidonie lasse mit sich nicht freveln. Trotz der Kälte laufen die Bauern zusammen ... Die Schenke soll überfüllt sein.

— Kann mir's denken, mein junger Freund. Aber es ist Nichts weiter als ein gewöhnliches Jagdunglück, das eben so gnt einem Andern hätte passiren können.

— Natürlich, natürlich!

— Beruhigen Sie mich, Herr Buchhalter.

Werner erzählte, was er wußte.

— Gott sei Lob und Dank! rief Gottlieb. Der gute Herr Granfeldt wird ja wohl am Leben bleiben.

— Der Arzt giebt Hoffnung! Und so wollen wir hoffen, daß die Tage des Jammers bald vorüber sein werden. Wäre ich ein Schwachkopf, ich würde, wie die dummen Bauern, an eine Rache der Todten glauben. Hier ist nun Alles in Ueberfluß vorhanden ... und doch kommen Dinge vor, die eine entsetzliche Störung bewirken. Es geht Alles, Alles vorüber! Hätte ich nur nicht zu der Jagd gerathen, als ich darum befragt ward ... Frau Granfeldt war dagegen ... Das, lieber Straßberg, macht

mir Sorgen. Aber auch das Traurige hat Gutes im Gefolge ... so glaube ich wenigstens. Es ist gut, daß Sie gekommen sind, wir können uns gegenseitig aussprechen.

Gottlieb mußte das Nachtessen mit dem Alten theilen, der wenig Appetit verspürte.

— Das Jagdfest, murmelte er, ist zu einem Trauer-Abende geworden. In die Säle, die man der Freude geöffnet, ist das Elend eingezogen.

— Das eben sei die Strafe, meinen die Bauern, die ängstlich die Köpfe zusammenstecken. Die Verstorbene habe nicht gewollt, daß in ihrem Eigenthum geschwelgt werde. Das Volk ist von Allem unterrichtet. Ich habe schon Hohn und Spott ertragen müssen.

— Sie, Straßberg?

— Der Bauer Westphal, der zur Schenke wollte, rief mir zu: „Sie kommen auch noch an die Reihe und mit der schönen Stelle als Schulmeister wird es Nichts. Gehen Sie nur hin zur Jagdtafel, man wird Sie schon bedienen!" Ich hielt es für räthlich zu schweigen und ließ den Unverschämten stehen. Was soll ich auch antworten?

— Wir Alle werden noch gerechtfertigt werden. Die Hauptsache ist, daß Herr Granfeldt davon kommt.

— Das wolle Gott geben!

— Ich mache Ihnen einen Vorschlag, Freund.

— Nun?

— Wie spät ist es?

Der Schulmeister zog seine Uhr.

— Drei Viertel auf neun.

— Gehen wir zu dem Doctor Zöllner und erkundigen wir uns nach dem Zustande des Gutsherrn.

— Ich begleite Sie sehr gern.

Zehn Minuten später gingen Werner und Straßberg aus

dem Hofe; sie schlugen den Weg ein, der nach der Wohnung eds Arztes führte. Der scharfe Wind steigerte die Kälte fast bis zur Unerträglichkeit. Der hart gefrorene Schnee knirschte bei jedem Fußtritte. Der Winter stellte sich mit einer Gewalt ein, wie selten. Der Teich und der Bach waren schon seit einiger Zeit fest zugefroren Dazu kam die hohe Schneedecke, die fest und starr über der Erde ausgebreitet lag.

Ein einstöckiges Haus, vor dem sich ein Gärtchen ausbreitete, war das Ziel der beiden Männer. Die Fensterläden desselben waren fest geschlossen. Gottlieb zog die Glocke. Ein Hund bellte in dem Innern des Hauses. Nach einigen Minuten ward die Thür geöffnet.

— Wer ist da? fragte eine Magd.

— Jemand, der den Herrn Doctor zu sprechen wünscht, antwortete Werner.

— So treten Sie ein.

Die Magd führte die Gäste in das Arbeitszimmer des Arztes, das behaglich erwärmt war. Gleich darauf trat der alte Landdoctor ein, den der Leser bereits kennen gelernt hat. Zöllner trug einen bequemen Schlafpelz, eine Mütze von weißer Baumwolle und große Filzschuhe. Sein volles Gesicht war von dem Weine geröthet, den er, nach des Tages Mühen, reichlich zum Nachtessen genossen hatte. Er liebte den Wein nicht minder als leckere Gerichte. Freundlich reichte er den Männern die Hand.

— So spät noch? rief er. Sie bedürfen doch nicht etwa meiner Hülfe?

— Nein, lieber Doctor!

— Was sonst?

— Ich möchte von Ihnen erfahren, wie es mit unserm Gutsherrn steht.

— Nehmen Sie Platz, meine Herren!

Dem Arzte war eine Last vom Herzen genommen, als er erfuhr, daß er das Haus nicht mehr zu verlassen brauchte.

— Vor einer halben Stunde bin ich von Klein-Radeck gekommen, sagte er nun, gesprächig werdend. Die Kälte ist arg, mein armes Pferd vollständig erschöpft . . .

— Wir wollen nicht lange lästig fallen.

— Bitte, für heute sind, so hoffe ich, meine Geschäfte beendet. Im warmen Stübchen plaudere ich gern mit Freunden . . .

— Wenn wir nur auch ein erfreuliches Thema wählen könnten, meinte Werner, der sich auf dem ihm gebotenen Stuhle niedergelassen hatte.

Der Arzt zündete seine lange Pfeife an.

— Freilich, freilich! rief er schmauchend. Die große Jagd hat einen recht traurigen Ausgang genommen.

— Doctor, sagen Sie mir aufrichtig: wie steht es mit Herrn Granfeldt?

— Ja, mein bester Werner, heute kann ich zwar ein bestimmtes Urtheil noch nicht abgeben; aber ich glaube doch Grund zu Besorgnissen zu haben. Es ist möglich, daß ich mich täusche . . . das Wundfieber kann normal verlaufen und die Verschlimmerung des Zustandes, den ich bei meinem zweiten Besuche angetroffen, kann einen andern Grund haben als den vermutheten . . .

— Was vermuthen Sie denn, Doctor?

— Ich konnte bei dem Schwächezustande des Verwundeten nicht so sorgfältig untersuchen, mußte weiterm Blutverluste vorbeugen . . . nach einigen Tagen werde ich mehr wissen . . .

— Sie fürchten also?

— Bis jetzt hoffe ich noch. Sind edlere Theile der Brust nicht verletzt, so wird mir die Heilung wohl gelingen.

Der Arzt beschrieb nun die Wunde.

— Wie gesagt, schloß er, ich kann heute nicht entscheidend urtheilen. Aber lieb wäre es mir, wenn ein zweiter Arzt aus

